GLENBOW FOUNDATION

VII.

Sechs Jahre in Canada.

1813 — 1819.

Aus dem Tagebuche und den Reiseerinnerungen des Lieutenants *Friedrich von Graffenried.**)

Ich wurde im Jahr 1792 im Schloss Burgistein geboren. Von 1801 bis 1803 lebte unsere ganze Familie in Genf. Im Jahr 1803 wurde mein Vater zum Oberamtmann von Seftigen ernannt; da sich aber dort keine passende Wohnung befand, wohnte er in Burgistein. Eine Zeit lang war ich mit meinem Bruder Franz in der Erziehungsanstalt Gottstatt, später in Rolle bei Pfarrer Barbet. Mein Bruder Franz war im Jahr 1808 in englische Dienste getreten und zwar in das Regiment Meuron, welches sich damals in Malta befand. Meinem Wunsche zufolge wurde beschlossen, dass ich mich zu ihm begeben sollte. Im Juli 1810 reiste ich, 18 Jahre alt, mit meinem Vetter Steiger von Riggisberg, der in holländische Dienste trat, nach England ab. Wir reisten mit französischen Pässen Extrapost bis Nimwegen, wo mich Steiger verliess und ich begab mich nach Rotterdam, um mich dort einzuschiffen. Wegen der Blokade war dies damals sehr schwierig und gefährlich. Ich hatte jedoch gute Empfehlungen und Kreditbriefe an ein dortiges Bankhaus. Um die immer wachsame Polizei zu täuschen, machte ich Ausflüge in die benachbarten Städte. Endlich bot sich ein Fischerboot an, die Ueberfahrt zu unternehmen.

*) Diese Erzählung wurde von Fräulein von Graffenried, der Tochter des Reisenden, nach dessen Tagebuch und mündlichen Mittheilungen aufgesetzt, und zwar, wie sie selbst sagt, ohne weitere Ausschmückung und Ausarbeitung.

Herr von Graffenried von Burgistein überliess das Manuscript [illegible] der Geographischen Gesellschaft, welche nun die Herausgabe der schlichten [illegible] Reiseerlebnisse übernimmt.

Die Fussanmerkungen [illegible] der Redaktion des Jahrbuches [illegible] worden.

12642

Unter den Passagieren befanden sich zwei englische Offiziere, die aus dem Gefängniss zu Verdun entflohen waren und ein junger Bischof, von Basel, der sich nach Brasilien begeben sollte.

Es war verabredet, dass das Fischerboot zuerst die Donane passiren und wir uns einzeln nach einer gewissen Scheune am Ufer des Meeres begeben sollten. Wir lagen dort einen Tag und eine Nacht lang verborgen, bis endlich das Boot uns aufnehmen konnte; und auch dann lebten wir in beständiger Sorge, von einem französischen Kanonenboot aufgegriffen zu werden. In letzterm Falle wäre ich wahrscheinlich als Rekrut in ein französisches Regiment gesteckt worden. Zum Glück trafen wir eine englische Fregatte an und konnten nun ruhig unsre Reise bis London fortsetzen.

Um mich zu orientiren, kaufte ich einen Plan der Stadt und fand mit dessen Hülfe meinen Banquier und Hrn. Roudt, den Agenten des Regiments Meuron, der mich sehr freundlich aufnahm. Darauf besuchte ich den General von Meuron, der sich in der Nähe von Windsor aufhielt und mir eine Fähnrichstelle in seinem Regimente verschaffte, mit Besoldung seit September 1810. Ich rüstete mich für das Regiment aus, besuchte die Theater, wurde in verschiedene Familien, an die ich empfohlen war, eingeladen, und da ich durch meinen Vater hinlänglich mit Geld versehen war, brachte ich meine Zeit auf eine sehr angenehme Weise zu.

Im September begab ich mich nach Limmington bei der Insel Wight, wo sich das Depot der Fremdenregimenter befand, und traf dort Herrn Pillichody, den Bruder meiner Tante von Gingins, der eine Stelle im Commissariat bekleidete und von dem ich auf das freundlichste empfangen wurde. Der Hauptmann Fauche vom Regiment Meuron und andere junge Offiziere erwarteten dort ihre Abreise.

Im Februar 1811 erhielten wir endlich Befehl, uns in Portsmouth einzuschiffen, wo sich ein grosser Convoi, nach Lissabon und in das mittelländische Meer bestimmt, versammelte. Ich kam an Bord eines Transportschiffes, welches Rekruten für die Schweizerregimenter, angeworben aus den im spanischen Feldzug gemachten Kriegsgefangenen, aus Franzosen, Deutschen, Schweizern, Polen und andern Nationalitäten, transportirte. Das Convoi ging unter Segel, begleitet von einer ganzen Flotte von Handelsfahrzeugen, die damals wegen des Krieges mit Frankreich nur unter Bedeckung von Kriegsschiffen segeln konnten. Im Ausgang des Kanals, in der Nähe der Nadeln, wurde die Flotte von einem heftigen Sturm überfallen und zerstreut. Jedes Schiff suchte einen schützenden Hafen: die einen gelangten nach Liverpool, die andern nach Torbay. Wir flüchteten uns in den Hafen Falmouth und blieben mehrere Wochen dort, die wieder vereint in

Flotte erwartend. Als dieselbe anlangte, legte sie während der Nacht, welche sehr finster und stürmisch war, bei. Eine Fregatte, welche unter Segel das Convoi durchkreuzte, ohne ein quer davorliegendes Transportschiff zu bemerken, schnitt dasselbe im eigentlichen Sinne des Wortes mitten entzwei. Von den 200 Soldaten, welche sich an dessen Bord befanden, konnten nur elf durch Zuwerfen von Tauen gerettet werden. Der Kapitän der Fregatte konnte sich vor Kriegsgericht durch den Umstand entschuldigen, dass das Transportschiff keine Laterne ausgehängt hatte.

Die vereinigte Flotte durchschiffte glücklich die durch ihre Stürme berüchtigte Bai von Biscaya. In Lissabon blieb ein grosser Theil der Schiffe zurück. Wir gingen auf der Rhede des von den Franzosen belagerten Cadix vor Anker, dessen Hafen uns verschlossen war, da er unter den Kanonen eines von den Franzosen besetzten Forts lag.

Da Lebensmittel und Wasser an Bord gebracht werden sollten, blieben wir einige Tage vor Anker, mitten unter einer sehr grossen Anzahl von Schiffen aller Nationen. Wir durften uns ans Land begeben; daher war uns dieser Aufenthalt nicht unangenehm, da wir nicht ahnten, welcher grossen Gefahr wir entgegengingen. Wir jungen Offiziere befanden uns plaudernd und spielend an einem Samstag Abend in der Kajüte, als ein heftiger Sturm vom Ufer her die Flotte zerstreute. Unser Schiff und viele andere rissen sich von den Ankern; wir wurden über eine Sandbank weggetragen; das Steuerruder ging in Stücke; die Schiffseite wurde eingedrückt, Masten und Stangen beschädigt. Von den Schiffen konnten einige die hohe See gewinnen, andere zertrümmerten sich gegenseitig oder zersplitterten an den Felsen. Ueberall hörte man Kanonenschüsse und Nothsignale. Unser letzter Anker fand endlich festen Grund und hielt fest. Als die angstvollen Stunden der Nacht endlich abliefen, zeigte uns der anbrechende Tag erst die Grösse der Gefahr, in der wir schwebten, indem unmittelbar hinter uns sich ein schwarzer Fels zeigte, an dem sich die tobenden Wellen brachen. Mehrere Schiffe wurden vor unsern Augen daran zertrümmert und hinterliessen nur unbedeutende Trümmer von Masten und Segelstangen. Wir hingen an einem einzigen Ankertau; riss dasselbe, so waren wir unrettbar verloren. Der Sturm dauerte noch den ganzen Tag und auch die nächste Nacht über, ohne einen Augenblick nachzulassen. Der zweite Tag brach an; erst im Laufe desselben liess der Wind nach, so dass das Boot eines Kriegsschiffes sich nähern konnte. Beim zweiten Versuch gelang es ihm, das zugeworfene Tau zu ergreifen. Der Offizier übernahm sogleich das Kommando und liess, um dem Winde weniger Spielraum zu geben, die oberen Maste und sämmtliche Segelstangen auf das Verdeck her-

unterschaffen. Dieses wäre schon früher geschehen, wenn unser Kapitän nicht gleich anfangs den Kopf verloren hätte.

Am nächsten Tage legte sich endlich der Wind, so dass wir uns an das Land begeben konnten. Man sagt, dass bei 60 Fahrzeuge verloren gingen. Das Meer war bedeckt mit Trümmern. Jedermann suchte sich der herumschwimmenden Weinfässer, Kisten u. s. w. zu bemächtigen, ohne sich im Geringsten um die Verunglückten zu kümmern. Da unser Schiff dienstunfähig war, musste ein anderes mit der Ladung befrachtet werden, was unsern Aufenthalt verlängerte.

Von der zahlreichen Flotte war unser Schiff das einzige, das nach Malta bestimmt war; wir segelten unter Bedeckung einer Fregatte ab und gingen bei Gibraltar vor Anker, wo wir Zeit fanden, die Festung zu besichtigen. Mit günstigem Winde gelangten wir bis an die Küste Sardiniens, uns stets in der Nähe der Fregatte haltend.

Dort sollten wir durch ein neues Unglück heimgesucht werden. Wir sassen plaudernd beisammen, als wir durch ein furchtbares Krachen aufgeschreckt wurden. Das Schiff war auf einen unsichtbaren, in keiner Seekarte angemerkten Felsen gestossen. Eine furchtbare Scene erfolgte: die Leute rannten verzweiflungsvoll durcheinander. Eine starke Welle hob das Schiff, um es zum zweiten Mal auf die Klippe zu schmettern. Mit Hülfe der Segel und einer neuen Welle wurden wir indess wieder flott. Das Schiff hatte einen starken Leck erhalten, welchen die Pumpen kaum bewältigen konnten. Es wurden Signalschüsse gegeben, um die Fregatte herbeizurufen; jeder bewegliche Gegenstand wurde in die See geworfen und wir steuerten mit vollen Segeln der Küste zu, wo sich zum Glücke guter Ankergrund fand. Kopfüber stürzten nun alles in die Boote oder suchte das Ufer schwimmend zu erreichen. Ein Theil der Ladung und einige Lebensmittel konnten ans Land gebracht werden; ich fand auch meinen Koffer, der sich in der Kajüte befunden hatte, glücklicherweise wieder. Der Kapitän, hoffend den nächsten Hafen erreichen zu können, liess die Anker lichten und ging unter Segel; allein das Schiff füllte sich mit Wasser und sank sofort. Nur die Mannschaft konnte gerettet werden.

Wir befanden uns nun, zwar mit einigen Lebensmitteln versehen, aber ohne Wasser, nach dem wir vergebens suchten, an einer unfruchtbaren, unbewohnten Küste. Wir wussten, dass sich die Fregatte jenseits eines nahen Vorgebirges befand; allein der Abend war allzu vorgerückt, um uns dahin auf den Weg zu machen; wir verbrachten daher am Strande eine sehr ungemüthliche Nacht. Am nächsten Morgen gelang es uns, mit Hülfe einiger Eingebornen, welche den Schiffbruch bemerkt hatten, das Vorgebirge zu durchkreuzen

Sobald uns die Fregatte bemerkte, wurden sämmtliche Boote abgeschickt, um uns abzuholen. Ich gelangte Abends spät bei ziemlich hoher See in einer überladenen Schaluppe glücklich an Bord, wo uns die Offiziere aufs freundlichste empfingen und bewirtheten. Ich legte mich in meinen Mantel gehüllt auf eine Bank, wo ich bald einschlief. Kurz darauf wurde ich durch den schrecklichen Ruf „Feuer an Bord" aufgeweckt. Glücklicherweise konnte dasselbe im Entstehen gelöscht werden. Der Kapitän verwunderte sich über die Kaltblütigkeit unserer Leute, einer zusammengerafften Truppe von Soldaten aller Nationen.

In Messina angelangt, wurden eine Anzahl Soldaten, welche für die Regimenter von Wattenwyl und von Roll bestimmt waren, ausgeschifft. Ich fand dort viele Berner Offiziere vom Regiment von Wattenwyl. Wir legten noch einmal in Syrakus an, um unsern Kapitän, der eine Lustreise auf den Aetna machte, zu erwarten.

Wir langten endlich nach einer Ueberfahrt von beinahe drei Monaten in Malta an (1811). Das Regiment war in der Florianna kasernirt. Dort traf ich mit meinem Bruder Franz zusammen, der sehr besorgt um mich gewesen war, da er mich auf der *unglücklichen Flotte* wusste, welchen Namen dieselbe in den Zeitungen trug. Ich wurde von allen Offizieren auf das freundschaftlichste empfangen und fühlte mich bald zu Hause, glücklich und mit meinem Loose zufrieden. Mit fünf andern jungen Offizieren lebte ich in grösster Eintracht. Wir vergnügten uns mit Ausflügen zu Pferd und zu Wasser, indem wir andere Forts und Kasernen besuchten. Obschon Malta als eine treffliche Kriegsschule galt, wurden wir nicht durch unnützen Kamaschendienst gequält. Exerzirt wurde nur in den frühesten Morgenstunden. Ausserhalb des Dienstes und bei Tische (mess) war man in einem leichten weissen Stoff gekleidet und trug statt des Degens eine dolchartige Waffe. Nach zwei in dieser Art verlebten Jahren waren wir des jetzigen Einerlei herzlich müde und sehnten uns nach einem thätigen Wirkungskreise.

Endlich langte der uns jungen Offizieren höchst willkommene Befehl an, das Regiment nach Canada einzuschiffen (1813). Dasselbe war 1100 Mann stark und wurde in drei Kriegsschiffe vertheilt, die durch Entnehmen eines Theils der Mannschaft und Kanonen in Transportschiffe verwandelt waren. Der *Regulus* war ein Zweidecker (Linienschiff), die *Melpomene* eine grosse und der *Dover* eine kleine Fregatte.

Mitte Mai 1813 gingen wir unter Segel. Der Gouverneur hatte nur auf unsere Abreise gewartet, um die Insel unter Quarantaine zu erklären, da die Pest ausgebrochen war, welche später tausende von Menschenleben dahinraffte. Glücklicherweise zeigten sich bei uns keine Spuren davon. Wir brachten die Nachricht nach Gibraltar,

wo wir sogleich unter strenge Quarantaine gestellt wurden und uns damit begnügen mussten, uns gegenseitig Besuche zu machen. Wir verliessen Gibraltar mit schwachem Winde und gleich nach dem Mittagessen zeigte sich eine verdächtige Fregatte, welche für eine amerikanische angesehen wurde. In fünf Minuten war alles kampfbereit, ohne Uebereilung, aufs Kommando, da die Leute für einen solchen Fall schon eingetheilt und einexerzirt waren. Wittwer mit Manuel befehligten das „Quarterdeck", ich mit Loriol das „Maindeck"; 96 Mann waren den Kanonen zugetheilt; 100 standen mit Gewehren auf dem Verdeck, 30 auf den Mastkörben. Jedermann freute sich auf das erwartete Gefecht. Leider entpuppte sich das Fahrzeug als eine portugiesische Fregatte, so dass unsere Vorbereitungen zwecklos wurden. Abends wurde von sämmtlichen Offizieren der Geburstag des Königs mit einer Punschbowle gefeiert, welche uns bis Mitternacht sehr vergnügt vereinigt hielt, wobei uns der Hauptmann May, der etwas über das Mass davon genossen hatte, durch seine Späße ungemein belustigte.

Die nächsten Tage über hatten wir bald Windstille, bald conträren Wind. Es wurden einige Schildkröten gefangen. Am 7. Juni wurde im Feuer exercirt und mit Kanonenkugeln nach einer schwimmenden Tonne gefeuert. Ein Boot vom Dover brachte uns die traurige Nachricht, dass unser arme Doktor Müller sich aus unbekannten Gründen entleibt hatte. An den darauffolgenden Tagen wechselten Windstille mit günstigem und ungünstigem Winde. Perret und Vaucher haben uns besucht. Der Dover, unser bester Segler, verfolgte ein feindliches Corsarenschiff, dem Anschein nach eine Corvette von 14 Kanonen. Infolge der Windstille gelang es nicht, dasselbe einzuholen, obschon alle möglichen Kunststücke angewendet wurden. Während einer sehr dunkeln Nacht befand es sich ganz in unsrer Nähe; allein unser Kapitän, welcher die ganze Nacht auf dem Verdecke zubrachte, glaubte den Dover zu erblicken und die Corvette entwischte zu unserm Aerger infolge der fatalen Verwechslung. Der Dover allein setzte die Verfolgung fort, bis wir ihn aus den Augen verloren. Wir hingegen mussten den Regulus erwarten, der ein schlechter Segler war; den Dover sahen wir erst nach unsrer Ankunft in Halifax wieder. Am 23. Juni befand man sich in der Nähe des Landes. Die See ging sehr hoch, der Wind war stark und der Nebel so dicht, dass wir den Regulus nicht sehen konnten, obschon man die Mannschaft deutlich sprechen hörte. Ich befand mich mit einem Marineoffizier allein auf dem Verdeck, als ein Midshipman herbeieilte mit der Nachricht, das Land sei in Sicht; aber ehe das Schiff gewendet werden konnte, sass es schon fest auf dem Grunde. Sofort

ging alles mit grösstem Eifer an die Arbeit; es wurden Kanonenschüsse abgefeuert, um Hülfe vom Regulus herbeizurufen; alle Anstrengungen waren vergeblich. Man beschloss, die nächste Fluth abzuwarten, ehe man, um das Schiff zu erleichtern, die Kanonen über Bord warf. Zum Glück herrschte Windstille; hätte sich der geringste Ostwind erhoben, so wäre das Schiff verloren gewesen. Dasselbe hatte sich so sehr auf die Seite gelegt, dass es unmöglich war, das Verdeck zu betreten, ohne sich mit den Händen festzuhalten. Am nächsten Tage, während die Fluth am höchsten war, erhob sich ein günstiger Wind von Neufundland her, und es gelang endlich unsern vereinigten Anstrengungen, uns flott zu machen. Bei dichtem Nebel liefen wir in der folgenden Nacht Gefahr, von dem Regulus in den Grund gebohrt zu werden. Am 5. Juli befanden wir uns wieder ganz in der Nähe des Landes; allein der Nebel war so stark, dass wir uns wieder davon entfernen mussten; als derselbe sich vertheilt hatte, war auch der Wind gefallen. Abends begegneten wir einem kleinen Schiffe, das auf unser Anrufen keine Antwort gab und dem einige Kanonenkugeln zugesendet werden mussten, ehe es beilegte. Es zeigte sich, dass es das Prisenschiff einer Fregatte war, die sich in der Nähe befinden sollte. Es wurden eine Menge Stockfische (morues) gefangen, die uns sehr gut schmeckten, nachdem wir so lange mit magerer Kost uns hatten begnügen müssen.

Abends konnten wir uns endlich langsam dem Lande nähern. Alle stunden auf dem Verdeck, um den Anblick desselben zu geniessen. Die Landschaft war ausserordentlich anmuthig, die Brise überbrachte uns den Geruch der Tannenwälder, der Gärten und der blumenreichen Wiesen.

Am 16. Juli 1813 gingen wir endlich in Halifax vor Anker, durften aber das Schiff erst den nächsten Tag verlassen. Sämmtliche Herren und Damen verfügten sich alsdann an das Land; ich musste allein zurückbleiben, da ich den Dienst zu versehen hatte. Endlich löste mich Manuel ab und ich besuchte mit Wittwer die Stadt, welche eher ein Dorf genannt werden könnte. Später machten wir zu Pferd einen Ausflug ins Land hinein, das uns mit seinen reinlichen Holzhäusern an die Schweiz mahnte. Nur die Berge fehlten; die Gegend ist vollkommen flach. Des Abends kehrten wir auf die Melpomene zurück.

Am 18. machte ich mit Wittwer und Manuel einen neuen Ausflug längs des Meeres bis Michel, wo wir in einem reinlichen Gasthof zu Mittag assen, durcheilten im Galopp die anmuthige Gegend und langten um vier Uhr wieder in Halifax an. Man trifft hier viele Neger an, auch einige Indianer, die schmutzig aussahen, lange Haare und

schwarze Kleider trugen. Sehr merkwürdig sind ihre aus Birkenrinde verfertigten langen Canoes, in denen die Frau vorne rudert, der Mann hinten mit schaufelartigen Rudern; die Kinder befinden sich in der Mitte. Auf diese Weise kommen sie ebenso schnell vorwärts, als eine englische Schaluppe mit sechs Ruderern; beim Landen tragen sie ihre leichten Fahrzeuge auf dem Rücken ans Ufer.

Am nächsten Tage traf ich mit sämmtlichen Kameraden vom Regulus und vom Dover zusammen; wir spielten Billard und machten einen Spaziergang. Als wir vor einem hübschen Landhause vorübergingen, wurden wir durch einen Bedienten in ein elegantes Pavillon zu einer Kollation eingeladen. Die Dame vom Hause bedauerte, nicht selbst erscheinen zu können, da ihr Mann abwesend sei. Abends speisten wir mit einigen Marineoffizieren; da wir uns seit zwei Monaten nicht gesehen hatten, ging es dabei sehr lustig zu. Wir waren achtzehn am Tisch und das Essen schmeckte vortrefflich.

Anfangs August verliessen wir endlich Halifax, um den Lorenzstrom hinaufzusegeln. Wir hatten oft mit schlechtem Wetter und undurchdringlichem Nebel zu kämpfen. Einmal mussten unsere Schaluppen dem Dover zu Hülfe eilen, der gestrandet war und wieder flott gemacht werden musste. Zum Glück traten auch günstige Winde ein, mit deren Hülfe die heftige Strömung des Lorenzstromes überwunden werden konnte. Nach einer einförmigen Reise langten wir endlich in Québec an. Dort mussten wir vor dem Gouverneur Revue passiren. 1100 Mann in Reih und Glied gewähren immer einen imposanten Anblick. Unser Regiment zeichnete sich durch gute Haltung und sorgfältige Auswahl der Mannschaft aus.

Nachdem wir einige Tage ausgeruht hatten, wurde die Reise nach Montréal fortgesetzt, wo wir von den Einwohnern und der französisch sprechenden Landbevölkerung vortrefflich aufgenommen wurden. Die Landleute, bei denen wir einquartirt waren, nannten uns „des Français de France".

Den Winter über waren wir in Garnison in der Stadt selbst und fanden uns täglich ohne besondere Einladung bei befreundeten Familien zum Thee ein. Die Familien des alten Obersten Dechambeau, die du Quesnoi, Bouteiller, Lacroix, dann Madame Perey und die Baronin Grant besuchten wir am häufigsten. Meine besten Freunde waren die beiden von Montenach, von Freiburg, zwei Lardy, von Goumoëns und Fauche. Es wurden häufig in Privathäusern und im Casino Bälle veranstaltet.

Das letzte dieser Feste wurde durch den unerwarteten Befehl unterbrochen, mit dem Regiment sogleich abzumarschiren. Vor Tagesanbruch hatten wir den St. Lorenzstrom auf dem Eise überschritten.

Es war dieses kein glatter und bequemer Weg, wie man glauben könnte. Ehe die Eisschollen sich festsetzen, werden sie von der Strömung durcheinandergeworfen und bilden endlich aufeinandergehäuft eine rauhe Oberfläche, durch die man mit der Axt sich einen Weg bahnen muss. Derselbe gleicht einem vom Winde bewegten See und wird von den schwersten Wagen den ganzen Winter über benutzt*. Bei schneidender Kälte langten wir in Champlain, am Ufer des Sees gleichen Namens und hart an der Grenze** an.

Die Yankees hatten dort Bewegungen gemacht, welche glauben liessen, sie hätten es auf die Einnahme des Ortes Champlain oder selbst der Stadt Montréal abgesehen. Wir verblieben den ganzen Frühling und Sommer über in Champlain, indem wir Märsche und Contremärsche nach den benachbarten Dörfern ausführten. Ich wurde mit 20 Mann nach einem hübschen kleinen Dorfe detaschirt und wohnte bei dem „Squire" in einem grossen und schönen Hause. Derselbe hatte sich vor 19 Jahren mit seiner Familie dort niedergelassen; in der ersten Zeit lebte er von der Jagd und einem kleinen Vorrath von mitgebrachtem Korn und Speck. Jetzt hat sich ein kleines, hübsches Dorf mit Schul- und Wirthshaus gebildet. Die verheiratheten Söhne leben in der Nähe auf schönen Landgütern. Ich habe mich dort viel mit Jagd auf Enten, Rebhühner und Wildtauben beschäftigt.

Von der unglücklichen Expedition gegen das amerikanische Fort Plattsburg am See Champlain würde ich lieber gar nicht sprechen. Unter unsern Augen wurde die englische Flottille von der amerikanischen geschlagen und theilweise weggenommen. Der englische Commodore fiel gleich im Anfange des Gefechtes. Die englische, 10,000 Mann starke Armee machte Anstalten, das Fort anzugreifen. Dasselbe hatte unterdessen Verstärkungen erhalten und empfieng uns mit einer Kanonade, welche uns bedeutende Verluste verursachte. Es wurde der Befehl zum Rückzuge nach Champlain gegeben und wir mussten äusserst unwillig auf abscheulichen Wegen zurückkehren. Auf dem Wege längs der Küste wurden wir durch die Flottille mit Kartätschen beschossen und verloren einige Leute. Es war das erste Mal, dass ich ins Feuer kam. Die vier Kompagnien Meuron setzten sich in der Vorstadt fest und fanden dort nur verlassene Häuser, aber viele gedeckte Tische und vortreffliche Cigarren. Den Tag über und während der Nacht unterhielten wir ein sehr lebhaftes Feuer; die Feinde überschütteten die Häuser mit Kugeln, ohne uns grossen Schaden zuzufügen. Da uns ein Kanonenboot äusserst lästig wurde, gab mir der Oberst

* Eine Abbildung des eingefrorenen St. Lorenzstromes findet sich in *Reclus, nouvelle géographie universelle, XV, 539.*

** Nämlich an der Grenze zwischen Canada und den Vereinigten Staaten. Diese machten damals Canada den Engländern streitig.

den Auftrag, vom Generalquartier eine Kanone zu verlangen. Während ich auf des Obersten Pferde längs der Küste hinritt, wurde ich von der Flottille lebhaft beschossen; allein ein einzelner Reiter ist schwer mit einer Kanonenkugel zu treffen und ich gelangte glücklich an mein Ziel. Am Abend wurden wir durch ein englisches Regiment abgelöst.

Wir waren alle überzeugt, dass, wenn unserm Regiment erlaubt worden wäre, den Fluss zu überschreiten, wir den Feind geworfen und alsdann das Fort genommen hätten. Als wir nach dem Friedensschlusse einmal einen Ausflug in diese Gegend machten, wurde uns von den Einwohnern, die uns freundlich aufnahmen, das nämliche versichert.

Nach mehreren Cantonnementsveränderungen kamen wir den Winter über in Garnison nach Montréal. Es wurden dort Feste über Feste gegeben und wir führten ein sehr lustiges Leben. Ich sprach dort zum ersten Mal mit Lord Selkirk*. Der General Prévost, welcher die Armee kommandirte, sollte vor ein Kriegsgericht gestellt werden.

Am 15. September 1815 reiste ich von Montréal mit zwei Booten und einer Eskorte ab, um eine grosse Geldsendung, 40,000 L. St. oder eine Million Franken, nach Kingston, York und Fort Niagara zu führen. Auf meine Leute konnte ich mich verlassen, da ich sie dazu ausgesucht hatte; aber mein Auftrag war gefährlich, weil von dem südlichen Ufer des Flusses her ein Ueberfall der Yankees zu befürchten war. Es vergingen acht Tage, ehe wir über die vielen Stromschnellen nach dem Ontario-See gelangten. Einmal benutzten wir ein Schleusenwerk; mehrere Male mussten die 71 Kisten auf Wagen geladen werden. Gewöhnlich wurde am Lande übernachtet, einmal in einem Keller, zweimal unter einem Baume. Ich ging, so oft es thunlich war, auf die Jagd, schoss schwarze Enten, Tauben und Regenpfeifer und verbesserte dadurch die magere Kost der Leute. Endlich langten wir glücklich in Kingston, am nördlichen Ufer des Ontario-Sees, an, wo ich einen Theil meines Schatzes, sowie die Boote zurückliess und mich an Bord einer Fregatte einschiffte. In York (Toronto), einem grossen Dorfe**, angelangt, gab ich wieder eine Anzahl Kisten ab. Wir wurden durch ungünstigen Wind einige Tage zurückgehalten, mussten uns dann wegen Windstille durch die Boote weiterschleppen lassen und gelangten endlich mit günstigem Winde in den Niagarafluss. In dem Fort Niagara oder Georges traf ich mehrere Bekannte und logirte bei Davison. Nachdem ich den Rest des Geldes gegen gehörige Quittung übergeben hatte, machte ich mich mit Locher und Davison zu Pferde nach dem etwa 14 Meilen entfernten Falle auf den Weg.

* Von welchem später viel die Rede sein wird.

** Dieses grosse Dorf ist heute eine Stadt von nahe zu 90,000 Einwohner.

Die Gegend war sehr schön, die Häuser jedoch, des Krieges wegen grösstentheils verlassen. Sowohl wir, als unsere Pferde, erlabten uns an prächtigen Pfirsichen, deren wir eine Menge pflückten. Um an den Fuss der Fälle und hinter dieselben zu gelangen, musste man damals eine halsbrechende 50 Fuss hohe Leiter hinuntersteigen. Die Beschreibung des Niagara wird übergangen, da sie sich in jedem Werke über die Vereinigten Staaten findet. Die Fregatte Niagara führte uns wieder nach Kingston zurück, wo wir unsere Boote bestiegen. Ich musste dort einen Gefangenen übernehmen, der in Montréal bestraft werden sollte. Durch die Unachtsamkeit der Schildwache entwischte derselbe unterwegs, so dass ich befürchtete, für meine Nachlässigkeit bestraft zu werden; allein als ich dem General in Montréal meinen Rapport abgestattet und die Quittungen für das Geld übergeben hatte, verabschiedete mich derselbe, ohne des entwischten Gefangenen zu erwähnen.

Da nach dem Sturze Napoleons der Friede geschlossen und unser Regiment licensirt wurde, hätte ich nach Hause zurückkehren können mit dem durch fünf Dienstjahre erworbenen Halbsold; allein ich war jung und kräftig und beschloss die Gelegenheit zu einer interessanten Reise zu benutzen, welche mir geboten wurde.

Ich war dem Lord Selkirk, einem Schotten, der mit Frau und Kindern im Herbst in Montréal angelangt war, durch einen Freund vorgestellt worden und hatte mich den Winter über oft mit ihm unterhalten. Er war ein Mann von 45 Jahren, lang, mager, von schwacher Gesundheit.

Der König Karl II. hatte im Jahr 1660 einer Gesellschaft unter dem Prinzen Rupert alles Land zwischen den Flüssen, welche sich in die Hudsons-Bai ergiessen, mit dem Jagd- und Fischereirecht geschenkt. Diese Gesellschaft nennt sich die „honorable“ Gesellschaft der Hudsons-Bai, besteht aus reichen Engländern und hätte glänzende Geschäfte machen können, wenn sie nicht deren Führung einigen Amerikanern übergeben hätte, die nur darauf bedacht waren, den eigenen Beutel zu füllen.

Von dieser Gesellschaft hatte Lord Selkirk, der selbst Antheilhaber war, einen verhältnismässig kleinen, jedoch England an Umfang übertreffenden Landstrich, Assiniboine genannt, gekauft. Dorthin, an den Rothen Fluss, hatte er zwei Jahre vorher eine zahlreiche Kolonie von Schotten mit ihren Familien gesandt. Nach einer langsamen und beschwerlichen Reise angelangt, hatten sie sogleich angefangen, Wohnungen zu erbauen und Pflanzungen anzulegen. Im folgenden Jahre wurden sie durch neue Auswanderer verstärkt. Die Kolonie erfreute sich in Erwartung der Ernte mit der Jagd und Fischerei. Der Boden

soll, wie man sagt, sehr fruchtbar sein und die zahllosen Bisonheerden, sowie die fischreichen Flüsse und Seen lassen keinen Mangel befürchten.

Es bestand aber noch eine zweite Gesellschaft für den Pelzhandel, die North-West-Company, welche ihre Verbindungen bis an die Westküste Amerikas ausgedehnt hatte und von der Regierung Konzessionen erhalten zu haben vorgab, welche diejenigen der Hudsons-Bai-Company kreuzten. Derselben war die neue Kolonie ein Dorn im Auge und da sie eine grosse Anzahl Leute in ihrem Dienst hatte, auch ganz in der Nähe der neuen Kolonie einen bedeutenden Posten besass, so beschloss sie den Untergang derselben. Die angeworbenen Kanadier, sowie die vielen Halbblutindianer, kannten kein anderes Gesetz als dasjenige ihrer „Bourgeois“* und folgten denselben blindlings. Zuerst verleiteten sie durch perfide Einflüsterungen einen Theil der Kolonisten zur Desertion. Alsdann plünderten sie die Magazine des Lord Selkirk, nahmen zwei kleine Kanonen weg, verbrannten die Wohnungen, verwüsteten die Pflanzungen und nahmen den Direktor gefangen. Der Ueberrest der Kolonisten zog sich, Hülfe erwartend, nach dem Hechtflusse zurück. Im Laufe des Sommers langten unter der Führung eines Engländers eine grosse Anzahl von Booten mit Angeworbenen der Hudsons-Bai-Company an, welche die armen geflüchteten Kolonisten aufsuchten und nach dem Rothen Fluss zurückführten. Die North-West Leute wurden zerstreut und ihr Fort zerstört. Dieselben hatten aber gute Freunde bei der Regierung und ihre Intriguen waren so schlau berechnet, dass ihnen das Gesetz nicht beikommen konnte. Sie behaupteten, zuerst von den Kolonisten angegriffen worden zu sein.

Lord Selkirk war fest entschlossen, selbst nach dem Rothen Fluss zu reisen, um dort Ordnung zu schaffen. Er hatte die Erlaubniss erhalten, eine Leibwache anzuwerben, welche ich anführen sollte. Die Auflösung des Regiments befürchtend, wählte ich unter den Grenadieren und Jägern die besten Leute aus und machte mich mit ihnen am 4. Mai 1816 nach Lachine**, einem kleinen Dorfe, drei Stunden vor der Stadt, auf den Weg. Das Abschiednehmen von den Kameraden wollte kein Ende nehmen. Ich traf dort ein Detaschement unter dem Befehl Meurons an, bei dem ich logirte. Er liess mir durch seinen Bedienten Jean ein Abendessen bereiten, bestehend aus einem Teller „Ratatouille“, einem Gemisch aus Fleisch, Kartoffeln u. s. w., welches wir mit einer Flasche Rhum mit grossem Appetit verzehrten. Darauf bereitete er mir, um mich vor Ratten und anderm Ungeziefer zu bewahren, auf dem Tische ein Lager aus einem Büffelfell und mehreren Decken.

* Dieser Ausdruck hat hier offenbar den Sinn von «Herren».

** Am Zusammenfluss des Ottawa und des St. Lorenzstromes; genauer, an der Nordostküste des Sees St. Louis.

Ich sollte den Lorenzstrom hinauf über den Ontario-See bis nach York oder Toronto den nämlichen Weg einschlagen, den ich schon mit den Geldfässern gemacht hatte, und Lord Selkirk dort erwarten. Oberhalb der Stromschwelle von Lachine sollte ich meine mit dem Gepäck, den Lebensmitteln und der Munition beladenen Boote antreffen. Alles schien nach Wunsch zu gehen, als ganz unerwartet einer unserer Offiziere zu Pferde mit einem Schreiben vom Hauptquartier eintraf mit dem Befehl, die Reise nicht anzutreten und mich mit dem Regiment nach England einzuschiffen. Aeusserst niedergeschlagen eilte ich nach Montréal zurück, wo mich Lord Selkirk mit der Nachricht beruhigte, die Umstände hätten auf seine Vorstellungen hin eine total veränderte Wendung genommen.

Es sollten nun noch 100 Mann von unsern Leuten angeworben werden mit einem Solde von 8 bis 10 Dollars per Monat während der Reise. Es sollten ihnen dann die nämlichen Vortheile gewährt werden, welche die Regierung den im Lande bleibenden Soldaten versprochen hatte: oder aber sie konnten sich nach beendigter Expedition auf Kosten Selkirks nach Europa einschiffen. Es boten sich mehr Leute an als wir nöthig hatten und es mussten viele abgewiesen werden. Vier Offiziere, Mathey, d'Odet, Fauche und ich, schlossen sich dem Unternehmen an und übernahmen nicht ohne Besorgnisse den Befehl über die nunmehr von der strengen Disziplin befreiten Mannschaft. Die North-West-Company suchte ohne Erfolg in dem Regiment Rekruten zu machen.

Es wurden nun grossartige Vorbereitungen zu der, 900 bis 1000 Stunden langen Reise gemacht. Die Leute mussten sich schriftlich engagiren; Lebensmittel, Werkzeuge, Munition, Decken, Boote wurden angeschafft. Die Reise sollte zu Wasser gemacht werden und zwar bis zum Obern See in Booten, von dort an in Rindencanoes, da die Flüsse zu klein und die Portages* zu beschwerlich sind für andere Fahrzeuge.

Den 4. Juni 1816 machte ich mich mit Fauche, einem meiner besten Kameraden, auf den Weg mit 85 Mann, die vorher den Sold mit 15 Dollars für zwei Monate erhalten hatten und unterwegs in jeder Kneipe einkehrten. Ich kam mit Fauche allein in Lachine an, wo wir sogleich die nöthige Anzahl Canadier anwarben und die Boote zurechtmachten. Die Leute kamen nach und nach an, und Lord Selkirk fand uns zur Abreise bereit. D'Odet war mit 20 Mann schon

* Portage heisst in Canada die Landstrecke, über welche, wenn ein Fluss z. B. wegen einer Stromschnelle, aufhört schiffbar zu sein, das Boot nebst der Ladung transportirt werden muss, bis zur Stelle wo die Schiffbarkeit wieder beginnt.

früher abgegangen und sollte uns in Kingston, wo er Leute vom Regiment von Wattenwyl rekrutiren wollte, erwarten.

Am 5. Juni fuhren Fauche und Mathey in sieben Booten und einem Rindencanoe ab. In jedem befanden sich 10 bis 12 Soldaten und 3 bis 4 Canadier als Ruderer. Es ist grosse Uebung und Geschicklichkeit nöthig, um über die zahlreichen Stromschnellen des St. Lorenzstromes wegzukommen. Ich selbst fuhr mit zwei Booten und 27 Mann nach dem See der zwei Berge* ab, wo ich Lord Selkirk erwarten sollte, wurde aber durch conträren Wind, gegen den sogar sieben Ruderer nicht ankämpfen konnten, aufgehalten. Die Canadier ruhen alle Stunden etwas aus, zünden dann ihre Pfeifen an und zählen die Distanzen nach der Anzahl Pfeifen, die sie geraucht haben. Der mit Schnee vermischte Regen und abscheuliches Wetter nöthigten uns, bei einem Le Blanc, Agenten der Hudsons-Bai-Company, einzukehren, mit dem ich Abends auf die Jagd ging. Ich hatte als Jagdhunde die alte Zémire, welche ich von Malta mitgebracht hatte, und deren Sohn Ponto; Le Blanc, einen kleinen Dachshund, welcher ein Stinkthier, unsere einzige Jagdbeute, aufstöberte.

Am 9. lenkten wir in den Ottowa oder Grossen Fluss ein und gelangten in den See der zwei Berge, an dessen Ufern sich ein kleines Indianerdorf befindet. Es sind dies Ueberreste der Irokesen und Algonquins, welche von den Kolonisten unterjocht und zum Christenthum bekehrt worden. Ihre Weiber pflanzen Kartoffeln und Mais; die Männer hingegen gehen den Winter über mit ihren Rindencanoes auf die Jagd und kehren im Frühling mit kostbarem Pelzwerk zurück.

Auf einem nahen Berge, der von drei Kapellen, welche die Missionäre gebaut haben, Mont Calvaire genannt wird, geniesst man eine prächtige Aussicht auf den St. Lorenzstrom mit seinen zahlreichen, prächtig bewaldeten Inseln und hübschen Dörfern. Ich liess ein Canoe ins Wasser setzen, um meine Leute an die Führung derselben zu gewöhnen. Wegen ihrer Leichtigkeit schlagen sie bei der geringsten falschen Bewegung um. Eine Truppe von Indianern, welche vorbeikam, trug ausser Biber-, Marder- und Fischotterfellen auch eine Anzahl Biberdrüsen, welche das kostbare Castoröl enthalten, und zwei zahme, junge Biber, welche sie mit Brod, Milch und Baumrinde ernährten. Einige Indianer trugen Bündel, welche 2 bis 300 Louisd'or werth waren.

Nach vielen Unterredungen mit Lord Selkirk, Umtrieben und Reisen nach der Stadt** war endlich alles zur Abfahrt bereit. Für

* Der See der zwei Berge wird durch den Ottowa, unmittelbar vor dessen Zusammenfluss mit dem St. Lorenzstrom gebildet.

** Montréal.

mich und drei Commis, welche uns begleiten sollten, hatten wir Vorräthe von Zungen, Schinken, Würsten, Wein und Kaffe; für die Mannschaft, Zwieback, Speck, Mehl und Rhum. Jeder von uns hatte eine kleine Matratze, aus sechs Decken bestehend, und zwei Decken, um sich einzuwickeln, alles in einem Sack von Wachstuch. Für unsern gemeinsamen Gebrauch hatten wir zwei Zelte. Ich nahm ausser meinen alten Kleidern eine neue Uniform mit. Ein günstiger Wind brachte uns bis zu den Wasserfällen, welche vermittelst eines Schleusenwerkes überstiegen wurden. Andere geringere Stromschnellen überwand man mit grosser Mühe vermittelst Stangen und Stricken, wobei die Schiffleute oft bis an den Gürtel im Wasser standen. Am ersten Abend lagerten wir bei dem Dorfe „les Cèdres" und schlugen, da das Wetter schön war, die Zelte nicht auf. Mein getreuer Diener Friedrich bereitete mir jeweilen den Thee, welcher auf Reisen, mag es nun kalt oder warm sein, ein vortreffliches Getränk ist. Wir passirten ein zweites Mal durch Schleusen, dann den kleinen See St-François. Einmal hatte ich im letzten Nachtlager meine Flinte vergessen. Ein Bauer spannte auf meine Bitte sein Pferd vom Pfluge aus und vertraute mir dasselbe an, obschon er anfangs meiner schlechten Kleidung wegen etwas misstrauisch war. Als ich mein Gewehr geholt hatte, begleitete er mich zu Pferde bis Cornwall, wo ich meine Leute wiederfand. Jenseits dieses Städtchens gibt es viele Stromschnellen, von denen der „hohe Fall"* am gefährlichsten zu passiren ist. Am 19. kreuzten wir fünf Kompagnien des Regiments Wattenwyl, welches in Ober-Canada stationirt war und nach Québec ging, um nach England eingeschifft und dort aufgelöst zu werden. Ich fand darunter viele Bekannte, mit denen ich in einem ziemlich guten Wirthshaus zu Mittag speiste. Nicht ohne Wehmuth sah ich ihnen nach, bis ich sie aus den Augen verlor. Sie kehrten ostwärts in die Heimat zurück, während ich ohne zwingende Nothwendigkeit nach dem fernen Westen reiste, in dessen kalten Einöden mich ungeahnte Mühseligkeiten und Gefahren erwarteten. Am 20. campirten wir bei Brokville, am 21. in Elisabeth Town und am 23. langten wir in Kingston am Ontario-See an.

Die Reise von Lachine bis dorthin hatte acht Tage gedauert. Wir hatten viele Arbeit mit dem Umpacken der Waaren und konnten unsere Leute, welche sich in den Kneipen gütlich thaten, erst am späten Abend wieder sammeln. Nichtsdestoweniger segelten wir am Morgen früh mit günstigem Winde ab, der aber so ungestüm wurde, dass wir bei dem Dorfe Lintown übernachten mussten. Wir hatten

* Es ist hier der Long Sault, eine 15 Kilometer lange Stromschnellenreihe oberhalb des Sees St. François gemeint.

nun abwechselnd Nebel, guten und schlechten Wind, bis wir in Trent* mit dem andern Boote zusammentrafen, mit dessen Mannschaft wir Thee tranken und bis zehn Uhr Grog trinkend sangen und uns belustigten. Die Bai von Trent wird durch ein Vorgebirge gebildet, das sich weit in den See hinaus erstreckt. Um dasselbe nicht zu umschiffen, müssen Boote und Waaren auf Wagen über die Landenge geschafft werden. In die zu diesem Zwecke gebauten Wagen werden im Wasser die Boote aufgeladen, die Canoes hingegen von drei Mann getragen. Jenseits der Landenge lagerten wir in einem hübschen Eichenwäldchen. Die Gegend war gut angebaut. Vor uns lag eine mit mannigfaltigen Blumen reich geschmückte Wiese und darüber weg sah man den mächtigen Ontario-See, dem Meere gleich, dessen jenseitige Ufer allzu entfernt waren, um sichtbar zu sein. Ich ergötzte mich so lange an dieser reizenden Aussicht, bis mich Friedrich zum Essen abrief. Einer der Leute fand ein Nest mit 39 Schildkröten-Eiern von der Grösse einer Kirsche, die sie vortrefflich fanden.

Man rechnet 60 Stunden von Kingston bis York oder Toronto, das wir, durch widrige Winde aufgehalten, erst am 30. erreichten. Toronto ist die Hauptstadt von Ober-Canada, kann aber nicht Stadt, nicht einmal Dorf genannt werden. Einzelne Häuser liegen zerstreut zwischen Baumstrünken, öden Plätzen und Gärten. Unsere Leute lagerten bei den Booten; wir logirten in einem schlechten Wirthshaus und Lord Selkirk bei einem Beamten.

Hier verliessen wir den Ontario-See, um über Land nach dem Huron-See zu gelangen. Zuerst kam ein zwölf Stunden langer Portage, wo ich vollauf zu thun bekam, um jeden Ballen zu wiegen und den Namen des betreffenden Fuhrmannes einzuschreiben. Erst als alles aufgeladen war, Boote, Waaren und Mannschaft, folgte ich mit drei Herren in einem sonderbaren Fuhrwerk, bestehend aus einer auf Rädern befestigten Kiste. Ein Schreiben von Lord Selkirk rief mich nach York zurück, von wo ich nach ausgerichtetem Auftrage auf abscheulichen Wegen zurückkehrte. Auf dem Wege traf ich mehrere Male umgestürzte und zerbrochene Wagen an; allein ich kehrte mich wenig daran, weil die Fuhrleute für die Waaren verantwortlich waren. Es ist erstaunlich, wie die Leute auf solchen Wegen, über Felsblöcke, Baumstämme und beinahe senkrechte Abhänge mit so beträchtlichen Lasten vorwärts kommen können. Wir übernachteten zweimal in ziemlich guten Wirthshäusern, ehe wir in Hollands Landing** anlangten.

* Eine Ortschaft Trent findet sich auf den Karten und in den geographischen Werken nicht. Das Flüsschen Trent ergiesst sich in Ober-Canada in den Ontario-See.

** Diese Ortschaft ist auf den Karten nicht zu finden. Dieselbe muss zwischen dem Ontario- und dem Simcoe-See liegen.

wo die Boote wieder ins Wasser gesetzt werden sollten. Dieselben langten den Tag über nach und nach an, mussten aber sämmtlich ausgebessert werden, da die schrecklichen Stösse sie sehr beschädigt hatten.

Am 4. Juli wurden die Boote in einem kleinen Flusse vom Stapel gelassen und beladen. Derselbe ergiesst sich in den See Simcoe. Hier erhob sich ein so heftiger Sturm, dass er unser kleines Boot umzuwerfen drohte und uns zwang, in einem Walde zu übernachten, wo wir von den Musquitos fürchterlich gequält wurden. Alsdann kam wieder ein drei Stunden langer Portage bis zum Flüsschen Nottawasanghink.* Der Bewohner eines kleinen Hauses lieh uns einige Ochsen, welche in zwei Malen Boote und Gepäck nach dem Flusse transportirten. Zum Glück waren hier die Wege gut, da der Staat ein Marineetablissement an der Mündung des Flusses besitzt. An diesem Morgen hat es gefroren! Das häufige Umladen verursacht Unordnung und ist mit grosser Mühe verbunden. Hier hatte ich das Vergnügen, den Hauptmann Mathey wiederzusehen, der mit dem Hauptkorps am Ufer des Haronsees gelagert war und uns entgegenkam. Der Fluss ist sehr klein, hat einen unregelmässigen Lauf, morastige Ufer und eine Menge von Stromschnellen, die unsern Schiffleuten unbekannt waren. Wir wurden genöthigt, noch einmal, von den Musquiten gequält, zu campiren, ehe wir das Vergnügen hatten, unsere Leute wiederzusehen. Es wurden drei kleine Kanonen ausgeschifft und Lord Selkirk, der in zwei Booten angekommen war, mit Geschützsalven und Hurrahs begrüsst. Um die Mannschaft aufzumuntern, hätte er sie mit einer freundlichen Anrede begrüssen sollen: allein er unterliess es und ich fing nun an zu glauben, dass es dem Mann an praktischem Sinn fehlte, was sich in der Folge erwahrt hat.

Am Ufer des Sees, gegenüber dem Marineetablissement, theilten wir uns in fünf Brigaden: Hauptmann Larimier übernahm die Leitung der Canoes; Matthey bekam vier Boote, d'Odet, Fauche und ich jeder drei. Von dem Militärposten aus besuchte mich der Lieutenant Caldwell, mit dem ich früher in Caldwellaste bei Montréal, oberhalb der Insel des Noix, detachirt gewesen war. Der dortige Aufenthalt hat mir eine höchst angenehme Erinnerung hinterlassen. Ausser unsern 13 Booten hatten wir noch eine grosse Barke, die wegen ihres Gewichts nicht leicht zu transportiren war. Einen Unfall befürchtend, wurde ich abgeschickt mit einem kleinen Canoe und acht Mann, um sie abzuholen. Es ist eine wahre Freude, in einem solchen gut bemannten Fahrzeug zu reisen. Die Bewegungen desselben sind eigen-

* Dieser Fluss der auch Nottawassaga heisst fliesst in die Nottawasaga-Bai des Huron-Sees.

thümlich. Die Leute sitzen hart am Rande des Canoes und treiben dasselbe mit ihren schaufelartigen Rudern reissend schnell vorwärts.

Am 11. Juli traten wir die Schifffahrt auf dem Huron-See an. Fauche und ich waren ungeduldig den andern zuvorzukommen und auch die Leute ruderten, vom gleichen Geiste beseelt, sehr eifrig, ohne den Weg zu kennen. Abends campirten wir in einer kleinen Bai, in der Meinung, die Küste verfolgen zu müssen. Die Leute legten Feuer in die von den Tannen herabhängenden Flechten. Im Nu schoss die Flamme bis in die Gipfel hinauf, in der finstern Nacht einen prächtigen Anblick bietend. Wir liessen die Leute gewähren, da dieser Waldfrevel niemandem Schaden brachte. Sehr erstaunt waren wir, als uns ein Boot den Befehl zur Rückkehr brachte. Statt die ersten zu sein, waren wir nun die letzten und wurden dazu noch ausgelacht.

Die 13 Boote und 3 Canoes waren nun beisammen und führten mit den Schiffleuten nahezu 200 Personen, wovon 90 Soldaten der Regimenter Meuron und Wattenwyl. Wenn der Wind günstig war, ruhten die Leute aus und es wurden Geschichten aus den Peninsularkriegen erzählt. Unser Weg ging mitten durch eine Unzahl von Inselchen und Klippen; die Führer rechneten, dass wir täglich 13—14 Stunden zurücklegten. Abends wurde dort campirt und wir hatten dann viel von den Musquitos zu leiden. Einmal wurde eine Klapperschlange erlegt. Wir blieben ziemlich entfernt vom rechten Ufer, das keine Ansiedelungen mehr zeigte und einen sehr melancholischen Eindruck darbot. Das Land war mit dichten Tannwaldungen bedeckt; weiterhin zeigten sich nackte Gebirge und darüber schwarze Wolken, die uns von Zeit zu Zeit mit Regen, Donner und Blitzen überschütteten. Das linke Ufer des Sees war nicht sichtbar.

Am 16. verliessen wir den Huron-See und lenkten in den Ottawa* oder Franzosenfluss ein, den wir hinauffahren mussten, um an den Obern-See, Lac Supérieur zu gelangen. Die Ste-Marie Stromschnellen erstrecken sich beinahe von einem See zum andern und die Hälfte der Lasten musste eine halbe Stunde weit, auf einem von der North-West-Company angelegten, guten Wege getragen werden. Die Boote werden um die Hälfte erleichtert, mit Stangen und Seilen aufwärts geschoben. Es gibt dort einige Ansiedelungen und einen Posten

* Es ist hier irrthümlich vom Ottawa die Rede der nördlich, weit vom Huronsee fliesst. Um die Stromschnellen von Ste-Marie, welche den Oberen See und den Huronsee verbinden, zu umfahren, konnten damals der Franzosenfluss und die mit ihm in Verbindung stehenden Seen und Flüsschen benutzt werden. Heute dient der Schifffahrt zwischen beiden grossen Seen ein Canal der auf dem Gebiet der Vereinigten Staaten gebaut worden ist.

der North-West-Company. Das linke Ufer gehört den Vereinigten Staaten. Die Waaren werden in Ballen und Kisten von 100 Pfund vertheilt, durch die angeworbenen Canadier an einem über die Stirne gehenden Riemen getragen. Jeder Mann trägt zwei Bündel, eines an den Riemen befestigt auf den Schultern, das andere darüber gelegt auf dem Halse. Zuweilen trägt ein Mann vier Ballen und bewegt sich so beladen in kurzem Trabe vorwärts. Wir begegneten einem Trupp Indianer, von einem Stamme, der seiner Geschicklichkeit wegen, die Stromschnellen zu befahren, (sauteurs) Saulteux genannt werden. Sie begrüssten uns mit einer Gewehrsalve.

Obgleich oberhalb der Fälle die Strömung noch sehr stark ist wurden die Boote dennoch beladen. Lord Selkirk erwartend, vergnügten wir uns mit Fischfang in einem kleinen Bache, dessen Mündung mit einem Segel gesperrt wurde. Wir jagten alsdann die Fische stromabwärts und fingen auf diese einfache Art eine unglaubliche Menge derselben.

Endlich kam die Nachricht, dass Lord Selkirk mit einem reichen Vorrath von Lebensmitteln vom Südufer des Sees am Fusse der Stromschnellen angekommen sei. Ich wurde sogleich mit 3 Booten abgeschickt, um dieselben abzuholen und kehrte, als ich den Transport organisirt hatte, zurück. Ich fand den Lord im Hause eines Herrn Ermatinger, dem Sohne eines eingewanderten Schweizers, der sich mit Pelzhandel beschäftigte und Agent des Lords war. Dieser befand sich in einem grossen Zimmer, umgeben von 30 auf dem Boden hockenden Indianern. Dieselben hatten ihn mit Gewehrsalven empfangen und dafür einige Geschenke erhalten. Sie waren alle sorgfältig geschmückt, die Gesichter weiss, schwarz oder roth bemalt. Auf den Köpfen trugen sie Federn, am Halse und an den Armen silberne Halsbänder und Armspangen. Die einen waren in bunte Tücher gekleidet, die andern beinahe nackt; sie bildeten eine ungemein malerische Gruppe. Sie verabschiedeten sich, sehr zufrieden mit dem „grossen, weissen Häuptling," der sie mit einigen Fässchen Rhum und Tabak beschenkt hatte. Uns gaben sie die Hand, indem sie das einzige fremde Wort, das sie gelernt hatten, bonjou, bonjou, oftmals wiederholten.

Ein einziger blieb zurück, der mit einem Paket Briefe nach einem Posten der Hudsonsbai-Company abgeschickt, aber von Leuten der North-West-Company beraubt worden war. Er sollte seine Geschichte erzählen und dazu auf indianische Manier einen Eid schwören. Bei solchen feierlichen Anlässen spielt das Calumet oder die Friedenspfeife eine bedeutende Rolle. Der Kopf derselben ist aus rother Erde verfertigt und das lange Rohr mit kleinen bunten Federn und sechs

radförmig gestellten Adlerfedern geschmückt. Der Indianer hielt mit vielem Pathos und grosser Energie eine Rede, worin er unter anderm sagte, er sei ein armer Wilder und müsse um die Wahrheit zu bekräftigen ein Calumet mit uns rauchen. Hierauf schwang er die Pfeife einige Male um den Kopf herum, indem er den grossen Geist anrief. Dann fing er an zu rauchen und reichte die Pfeife Lord Selkirk und uns allen in der Reihe herum. Endlich erzählte er umständlich den Ueberfall der Leute der North-West-Company. Ermatinger verdolmetschte uns alles. Lord Selkirk schrieb dann den Vorfall englisch nieder; der Indianer malte statt eines Siegels einen Vogel und die drei andern Dolmetscher setzten ihre Unterschrift unter die Urkunde.

Nachdem wir mit unendlicher Mühe die Boote beladen und die Mannschaft anders eingetheilt hatten, fuhren wir den Fluss einige Stunden höher hinauf. Wir hatten nun 12 Boote und 13 Canoes, so wie Ueberfluss an Lebensmitteln und Waaren. Ganz unerwartet langte ein Boot unter der Flagge der Hudsonsbai-Company mit dem Hauptmann Mac Donald an. Derselbe war bei der ersten Zerstörung der Colonie Gouverneur derselben gewesen und gefangen nach Montréal geführt worden. Anfangs Mai war er von dort abgereist, um den Colonisten die Ankunft Lord Selkirks anzukündigen. Einige Tagreisen vom Rothen Flusse berichteten ihm Indianer, die Colonie sei zum zweiten Male durch die von der North-West-Company angestifteten Métis oder Halb-Rassen angegriffen, 20 Colonisten mit ihrem Gouverneur Simple massakrirt, die Häuser verbrannt und die Pflanzungen vernichtet worden. Die Ueberlebenden hätten sich nach der Hudsonsbai eingeschifft. Die Indianer riethen Mac Donald so geschwind als möglich zurückzukehren, um einem ähnlichen Schicksale zu entgehen, welchen Rath er befolgte. Unsere Leute wurden durch diese traurigen Nachrichten so aufgeregt, dass sie drohten, nach der Niederlassung am Mariefalle zurückzukehren und den Posten und die Boote der North-West-Company zu verbrennen. Wir mussten aber die Entscheidung Lord Selkirks abwarten. Einmal ging ich mit einem unserer Leute, Vogt mit Namen, auf die Jagd. Ich hatte meine Magnetnadel vergessen; Sonne und Sterne waren unsichtbar; daher verloren wir die Richtung und irrten, gänzlich durchnässt, durch Dornen und Sümpfe den ganzen Tag rathlos herum. Bei anbrechender Nacht waren wir genöthigt, äusserst ermüdet, im Freien zu lagern. Wir waren im Begriffe bei einem angezündeten Feuer ein geschossenes Rebhuhn zu braten, als wir die Schüsse einiger Leute hörten, die ausgesandt waren um uns aufzusuchen und wir konnten nun mit ihnen in das Lager zurückkehren.

Zu unserer grossen Freude erhielten wir endlich von Lord Selkirk den Befehl vorzurücken. Nur die angeworbenen Canadier schüttelten die Köpfe und wären lieber zurückgekehrt. Sie kannten die Grausamkeit der Métis, welche von ihren Eltern nur die Laster der beiden Rassen geerbt haben. Sie wurden von unsern Leuten tüchtig ausgelacht. Da wir aber nunmehr statt einer zu unserm Empfang bereiten Colonie feindlichen Widerstand antreffen sollten, mussten geeignete Anstalten getroffen werden. Der die Expedition begleitende Botaniker, ein Trunkenbold, ein Midshipman, der die astronomischen Beobachtungen und die Aufnahme von Karten übernehmen sollte, endlich die drei Commis wurden zurückgeschickt. Wir wurden in zwei Brigaden getheilt. Die eine sollte mit Dolmetschern und europäischen Waaren nach der Südküste des Sees aufbrechen, um von den Indianern gedörrtes Fleisch und wilden Hafer (folle avoine), als Proviant für den Winter einzutauschen. Das Hauptcorps, 12 Boote mit 90 Soldaten, 30 canadischen Schiffleuten, sammt vielen Dolmetschern und Führern sollte das nördliche Ufer des Lac supérieur bis zum Fort William verfolgen.

Jeden Morgen fuhren wir früh ab, unter Segel, wenn der Wind günstig, mit Rudern, wenn er ungünstig war. Die Küste bot einen trostlosen Anblick dar und schien jeder Kultur unfähig zu sein. Man erblickte nur kahle Felsen, verkrüppelte Tannen und Gestrüpp. Nur selten zeigte sich eine besser bewaldete, durch einen Bach bewässerte Schlucht. Auf den Booten wurde das Leben sehr ungemüthlich. Den ganzen Tag sass man zusammengedrängt, einem kalten Regen der auch den besten Mantel durchdrang, ausgesetzt. Des Abends wurde gelandet, man schüttelte sich wie nasse Pudel und musste lange warten bis aus nassem Holze ein Feuer angezündet und das Essen bereitet war. Dann zündeten wir unsere Pfeifen, die mit einem Gemisch von Tabak und einem einheimischen Kraute gefüllt waren an, tranken ein Glas Rhum und legten uns unter unsern Zelten auf den Matrazen zum Schlafen, während die Mannschaft im Freien liegen musste. Zuweilen trafen wir ein Canoe mit Wilden, die Fische gegen Rhum und Tabak austauschten oder uns anbettelten. Bei starkem Winde mussten wir am Strande bleiben, da unsere Boote den hohen Wellen des mächtigen Sees, dessen jenseitige Ufer unsichtbar waren, nicht hätten widerstehen können. Andere Male steuerten wir zwischen den vielen Inseln durch, mit denen der See besäet ist, wo sich nur erfahrene Führer zurecht finden können.

Am 10. Aug. langten wir in der Donner-Bai an (baie du tonnerre), sechs Stunden vom Fort William, der Hauptniederlassung der North-West-Company an. Dort fanden wir einen trockenen Strand, waren

vor dem Winde geschützt und erwarteten Lord Selkirk, der auch richtig eintraf. Am folgenden Morgen unternahmen wir die gefährliche Ueberfahrt über die Bai und trafen auf halbem Wege eine Abtheilung Boote die anfangs Mai Montréal verlassen, aber wegen der Zerstörung der Colonie nicht weiter vorrücken durften und uns hier auf den Travers-Inseln erwarteten. Da die Mannschaft ihre Vorräthe schonen mussten, ernährte sie sich grösstentheils von der Fischerei. Mit günstigem Wind legen wir den Rest des Tages zurück, lenken in den Fluss Kaministiquia ein, fahren unter dem Schall der Trommeln, Pfeifen und Trompeten an dem Fort William vorüber und campiren auf dem entgegengesetzten, amerikanischen Ufer. Eine grosse Anzahl North-West-Leute liefen dem Ufer entlang, um uns landen zu sehen. benahmen sich indessen keineswegs feindselig.

Zwei englische Offiziere, welche mit den North-West-Direktoren gekommen waren, besuchten uns am nächsten Morgen. Mathey und ich machten dann einen Gegenbesuch im Fort, wo wir vortrefflich empfangen und durch einen Herrn Mac Guillory überall herumgeführt wurden. Die Schuld der Zerstörung der Colonie wurde den Indianern und Métis zugeschoben. Die Einladung zum Mittagessen schlugen wir aus. Lord Selkirk liess einige dort gefangene Kolonisten des Rothen Flusses reklamiren, von denen er alle Einzelheiten des Ueberfalles der Colonie erfuhr.

Er hatte sich zum Friedensrichter des Landes ernennen lassen und schickte nun zwei Constabler mit einem „warrant" ab um Mac Guillory den Hauptantheilhaber der North-West-Company arretiren zu lassen. Derselbe langte mit zwei anderen Mitgliedern an, welche als Mitschuldige ebenfalls festgenommen wurden. Darauf wurden die Constabler, begleitet von Odet, Fauche und einer Abtheilung unserer Leute abgeschickt, um andere Arrestationen vorzunehmen. Auf einmal hörte ich Trompetenstösse. In der Meinung, es werde Hülfe verlangt, holte ich meine Waffen und sprang in ein Boot, in dem sich schon eine Anzahl Soldaten eingeschifft hatten. Wir rückten, Mathey an der Spitze, in guter Ordnung gegen das Fort vor. Im Vorbeimarschiren ermahnte ich die North-West Canadier, sich ruhig zu verhalten und kam zugleich mit den übrigen Leuten in das Fort, wo zwei kleine Kanonen genommen und überall Schildwache aufgestellt wurden. Da die Soldaten halb in Uniform, halb in Civil, wir Offiziere in kurzen Jacken mit Säbel und Pistolen bewaffnet waren, glichen wir einer Räuberbande.

Die Leute der North-West-Company machten anfangs Miene Widerstand leisten zu wollen. Sie verschlossen, als die Constabler mit ihrer Bedeckung anlangten, das Thor, welches unsere Leute, die

keinen Spass verstanden, alsobald einschlugen. Nach einem kurzen Handgemenge war das Fort genommen. Das Trompetensignal war ein Siegeszeichen und nicht ein Hilferuf gewesen. Zum Glück fiel kein Gewehrschuss; sonst hätten wir unsere Mannschaft kaum von der Plünderung zurückhalten können und es wäre dann wahrscheinlich Blut geflossen.

Nachdem Lord Selkirk die North-West-Direktoren verhört hatte, liess er sie gegen ihr Ehrenwort, sich ruhig zu verhalten, frei. Ich blieb die Nacht über mit 20 Mann im Fort zurück, nicht ohne Besorgniss eines Ueberfalles. Es war wirklich sehr demüthigend durch 20 Mann gefangen gehalten zu werden, während sich in dem Fort 500 North-West-Leute befanden.

Morgens wurde ich von den Herren zum Frühstück eingeladen, wobei ich mich bemühte, ihnen kaltblütig und gelassen zu begegnen. Während der Nacht hatten sie in geheimer Berathung beschlossen, Vorbereitungen zur Abwehr zu machen; sie hatten eine Menge Gewehre geladen, Waaren und Pulverfässer weggeschleppt und versteckt. Dieses hatte Lord Selkirk vernommen. Er kam mit den Constablern und seiner Leibgarde vom 37. Regiment, begleitet von einer Abtheilung Soldaten, unter Anführung Matheys. Auf die Frage der Direktoren, was diese Feindseligkeiten bedeuten, wurde ihnen vorgeworfen, sie hätten ihr gegebenes Ehrenwort gebrochen. Sie wurden alle verhaftet, verhört und dann in einem freistehenden Gebäude durch Schildwachen bewacht. Später wurden sie in drei Herren-Booten (canots de maitre) nach Montréal geschickt, um dort vor Gericht gestellt zu werden. Sämmtliche Papiere wurden versiegelt, die Vorräthe inventarisirt. Ein einziger North-West-Chef blieb zurück; derselbe war aber fortwährend betrunken und unfähig die gestellten Fragen zu beantworten. Lord Selkirk kaufte demselben das Fort mit sämmtlichen Vorräthen ab.

Ob sämmtliche gerichtliche Schritte Lord Selkirks korrekt und gesetzmässig gewesen seien, schien mir einigermassen zweifelhaft; ich bekümmerte mich wenig um diese Händel, war aber von der Schuld der North-West-Direktoren überzeugt. Der grösste Theil der von denselben angeworbenen Canadier wurde verabschiedet und wir richteten uns in dem Fort für den Winter ein, während welchen Lord Selkirk in unserer Mitte blieb.

Das Fort William liegt auf etwa $^2/_3$ der Seelänge vom östlichen Ende des Sees entfernt, an dem Flusse Kamanistiquia, welcher die Grenze zwischen Canada und den Vereinigten Staaten bildet. Es bestand aus ca. 30 Gebäuden, Wohnhäusern, Magazinen, Scheunen,

Werkstätten, einem Versammlungssaal, einer Schmiede, Pulvermagazin u. s. w., welche sämmtlich vortrefflich eingerichtet, in Strassen geordnet, ein Quadrat bildeten. Das Ganze war mit Gärten und einer Palissade umgeben. Ausserhalb befanden sich eine Menge von Hütten und Wigwams der Indianer. Obschon in einem morastigen Terrain angelegt, trieb die North-West-Company doch Landwirthschaft: es wurden Kartoffeln, Getreide und Gemüse angebaut. Es gehörten sieben Pferde, 82 Kühe und Ochsen, so wie eine grosse Menge Schafe dazu. Die Magazine waren angefüllt mit Pelzwerk und europäischen Waaren; zwei kleine Bastionen mit Dreipfündern bewaffnet, vertheidigten den Zugang. Von einem hohen Observatorium hatte man die Uebersicht über den See und die ankommenden Boote.

Die North-West-Company hatte gewöhnlich 2—3000 Canadier in ihrem Solde, welche die während des Winters eingetauschten Pelzwaaren von den auswärtigen Posten nach dem Fort transportirten und sich hier mit Lebensmitteln und Waaren für den Handel versahen. Die Canadier, welche den Winter in entfernten Gegenden, Athabaska* und dem Sklavensee** zubringen, heissen Männer des Nordens, hivernants oder hommes du Nord, und glauben sich weit erhaben über die mangeurs de lard, welche nur im Sommer verwendet werden. Jene bringen die Waaren aus den entlegenen Gegenden nach den auswärtigen Stationen; diese von dort nach dem Fort William. Beide Parteien liefern sich oft blutige Kämpfe. Jeweilen im Mai langen Brigaden von 30—50 beladenen Booten von Montréal an. Es ist natürlich, dass sich die North-West als alleinige Herren des Landes betrachteten und dass ihnen die neue Colonie höchst unbequem war. Die Direktoren und ersten Commis reisen sehr schnell und bequem, indem sie sich in einem leichten Boote mit acht Ruderern einschiffen. Nur die nöthigsten Lebensmittel, eine Decke und ein Hemd darf mitgenommen werden; die Ruderer müssen 22 Stunden arbeiten und haben nur zwei Stunden zum Ausruhen. Daher langen sie jeweilen äusserst erschöpft und krank an.

Als die ersten französischen Colonisten ins Land kamen, war dasselbe sehr reich an Wild; zahlreiche Indianerstämme ernährten sich von der Jagd. Durch die Einführung des Feuerwassers ist das Wild (ausser den Bisons, Bären und Elenthiere existirt fast nichts mehr) nahezu vertilgt; die Indianer sind durch den Genuss von Branntwein demoralisirt worden. Zudem wird durch die Blattern eine Menge dahingerafft. Die wenigen, welche man antrifft, bieten einen traurigen

* Westlich vom Hudsonsee, am See gleichen Namens.

** In der nämlichen Gegend, etwas nördlicher.

Anblick dar. So lange sie Lebensmittel haben, essen sie übermässig und im Winter leiden sie den äussersten Mangel, so dass sie sich zuweilen unter einander auffressen.

Lord Selkirk schickte ein Boot nach der Hudsonsbai; allein die Expedition musste unverrichteterweise zurückkehren, da man vernahm, dass die North-West-Leute den Weg versperrten. Um die Mannschaft zu vertheilen, wurden einige auswärtige Posten besetzt. So reiste d'Odet, sehr erfreut über die Abwechslung, mit 30 Meuronsoldaten und ebensoviel Canadiern nach dem Regensee, der sich auf dem Wege zur Colonie* befindet. Lord Selkirk hatte die merkwürdige Idee, ihnen zwei Kanonen mitzugeben. Ich begleitete die Expedition bis zum ersten Portage; da es unmöglich war, darüber wegzukommen, so kehrte ich nach dem Fort zurück um Hülfe zu schicken. Da die Flüsse im Herbste wasserarm sind, hatten die Boote, welche sich fortwährend durch das sich bildende Eis durcharbeiten mussten, grosse Mühe, ihr Ziel, eine Niederlassung der North-West-Company, zu erreichen.

Lord Selkirk schickte einen Commis mit sechs Mann nach den *„Tausend Inseln"*,** um den Indianern Waaren und Netze zu überbringen. Im Herbst gibt es dort einen Ueberfluss von Fischen, die gefroren sich den Winter über prächtig halten.

Ein anderer Posten wurde herwärts dem *„grand portage"*** angelegt, 18 Stunden vom Fort entfernt. Lacroix und Bock sollten dort den Winter zubringen. Da ich nichts zu thun hatte, begleitete ich sie in einem grossen Boot, mit dem wir am 17. Oktober glücklich anlangten. Vor 20 Jahren war das eine Hauptniederlassung für den Pelzhandel; dieselbe musste aber nach dem Friedenschluss, wegen Streitigkeiten mit den Yankees, verlassen werden. Wir fanden dort ein ziemlich gut erhaltenes Haus, von ca. 12 Fuss Länge und Breite, welches gehörig mit Lehm verkittet, hinlänglichen Schutz für die Wintermonate bot. Unsere Leute erbauten sich ein ähnliches daneben. Ich blieb dort auf Besuch bei den beiden Herren; wir arbeiteten den ganzen Tag über und unterhielten uns prächtig. Von Zeit zu Zeit ging ich auf die Jagd auf Rebhühner, deren es eine Menge gab und die so gross als Haushühner und sehr fett waren. Des Abends

* Nämlich zur Colonie am Rothen Fluss.

** G. hat «Tausend Seen» sagen wollen; diese Seen liegen nordwestlich vom Fort William. Die «Tausend Inseln» sind am Ausfluss des St. Lorenzstromes aus dem Ontario.

*** Nach einer Kartenskizze von G. liege der Ort den er Grand portage nennt zwischen dem Lac des Bois und dem Englischen Fluss, nordwestlich vom Fort William.

rauchten wir und tranken Grog. Einmal machte ich einen Ausflug nach der andern Seite des Portage, wohin ehemals ein fahrbarer Weg führte, der aber jetzt durch dichtes Gebüsch verwachsen war. Auch dort stunden noch einige Häuser. In einem derselben wohnte ein alter canadischer Wegführer, der infolge von Rheumatismus invalid geworden war. Ich übergab ihm sechs Rebhühner, die ich unterwegs geschossen hatte, rauchte eine Pfeife mit ihm und versprach, ihm einen Mann als Gesellschafter zuzuschicken. Auf dem Rückwege überfiel mich ein Sturm, so dass ich mit einigen geschossenen Rebhühnern, gänzlich durchnässt, zurückkehrte; äusserst ermüdet, konnte ich mich bei einem guten Feuer trocknen. Kurz darauf holte mich ein Boot nach Fort William ab.

Dort hatte sich nichts Neues zugetragen. Man stritt über die Massregeln, welche die North-West-Company beschliessen würde, oder zankte sich wegen Kleinigkeiten. Ich langweilte mich gründlich. Wenn das Wetter schlecht war, arbeitete ich auf einem Drehstuhle, den ich in der Werkstätte fand, drechselte Pfeifenrohre und schnitzte mit Figuren verzierte Pfeifenköpfe. Ich kaufte ein 1 ½ Klafter langes Rindencanoe und befuhr damit den Fluss. Bei gutem Wetter ging ich mit Hubert, meinem Grenadiersergeanten auf die Jagd und erbeutete eine Menge Rebhühner, Hasen und Enten. In der Nähe des Forts bot ein Berg eine grossartige Fernsicht dar; allein man sah nur Wälder, Sümpfe und Felsen, kein Haus und keine Spur von Kultur.

Fauche und Larimier hatten die North-West-Leute auf ihrer unfreiwilligen Reise nach Montréal begleitet. Auf dem Obern See überfiel sie ein heftiger Sturm, der eines der Boote zum kentern brachte. Einer der Direktoren und acht Mann ertranken; die übrigen konnten in einem andern Boot aufgenommen werden. Larimier wurde durch einen Irokesen gerettet.

Anfangs November fiel es Lord Selkirk ein, einen Weg nach dem Trappensee* eröffnen zu lassen, um die gefährlichen Stromschnellen zu umgehen. Ein Indianer und ein canadischer Dolmetscher wurden vorausgeschickt, um die Richtung durch Zeichen an den Bäumen und abgebrochenen Zweigen zu bezeichnen, indessen andere Arbeiter, indem sie die Bäume stehen liessen und das Gesträuch entfernten, den Weg bahnten. Ich war froh, die Expedition begleiten zu können, und wählte 10 Mann dazu aus, welche Lebensmittel für zehn Tage und warme Kleider trugen. Der Weg nach dem kleinen See de l'Ecorce**

* Welchem der unzähligen in jener Gegend befindlichen und sehr verschieden getauften Seen G. diesen Namen gibt, ist ungewiss.

** Gleiche Bemerkung. Es gibt einen Lac de l'écorce im Flussgebiet des Ottawa; derselbe kann aber hier nicht gemeint sein.

war schon gebahnt und ein grosses Boot für uns bereit, so dass wir, nachdem sämmtliche Effekten nicht ohne Mühe dahin getragen waren, uns einschiffen konnten. Wir langten glücklich am zwei Stunden entfernten Ende des Sees an und machten uns sogleich an die Arbeit. Von da an wurde zwar das Wetter schlecht; es schneite fortwährend; allein wir hatten reichliche Nahrung und zwei Zelte zum übernachten. Mein treuer Bedienter Friedrich bereitete das Essen für mich, der alte Magener, der schwächste der Truppe, dasjenige der Mannschaft. Er liebte es, seine Heldenthaten zu erzählen, obschon dieselben keineswegs zu seiner Ehre gereichten. Er hatte in der französischen Revolution und im spanischen Kriege an ganz unglaublichen Greuelthaten theilgenommen.

Ich ging auf die Jagd, beaufsichtigte die Arbeiter und sass rauchend, Thee und Rham trinkend, am Feuer. Nach ein paar Tagen, brach ich mit zwei Mann und einem Métisknaben auf, um unsere Wegweiser aufzusuchen. Ihren Spuren folgend, marschirten wir den ganzen Tag über Berge, Felsen und Moräste, durch knietiefen Schnee. Ohne Hülfe des Knaben wäre uns das niemals gelungen. Da mir die Richtung des Pfades falsch vorkam und mich die Magnetnadel in meinem Argwohn bestätigte, so beschloss ich, am nächsten Morgen zurückzukehren. Die nächste Nacht über mussten wir im Freien lagern. Wir entfernten den Schnee, legten Tannäste auf die Erde, zündeten ein mächtiges Feuer und unsere Pfeifen an, bereiteten unser Nachtessen, wickelten uns in unsere Decken und schliefen vortrefflich. Früh Morgens kehrten wir nach dem Bivouac zurück; von da machte ich mich auf den Weg nach dem Fort William, um dort Instruktionen zu holen. Bei dem See angelangt, hinderte uns das Eis an der Weiterreise; erst am nächsten Tage, als das Eis durch den Regen erweicht war, gelang uns die Ueberfahrt, mit dem durch das Eis sehr beschädigten Canot. Den Weg über Land legten wir bei schlechtem Wetter und abscheulichen Wegen zurück, erreichten unser am Fluss zurückgelassenes Boot und kamen Abends spät, halb erfroren und durchnässt im Fort an.

Daselbst war eben ein Constabler angelangt, der uns alle verhaften sollte. Die North-West hatten zu diesem Ende von einem betrunkenen Friedensrichter einen warrant erlangt. Natürlich musste der Constabler nach unverrichtetem Auftrage zurückkehren.

Lord Selkirk befahl, die Arbeit bis zur Rückkehr des Indianers fortzusetzen. Ich machte mich von Neuem auf den Weg mit einem Canadier und dem Métisknaben, die mit Decken und warmen Kleidern beladen waren. Da der See gefroren war, nahmen wir eine „traine à glisse“, einen Schlitten, bestehend aus einem 7—8 Fuss langen,

vornen aufwärts gebogenen Brett. Wir hofften Abends in das Lager zu gelangen und hatten daher keine Lebensmittel mitgenommen. Der tiefe Schnee und die abscheulichen Wege zwangen uns, die Nacht im Freien zuzubringen. Wir hatten grosse Mühe ein Feuer anzuzünden und litten ungemein von der Kälte. Zum Glück gelang es dem Knaben, in einer Falle einen Marder zu fangen, den wir sorgfältig brieten und heisshungrig verzehrten. Mit unserm beschädigten Canoe fuhren wir über den See und trafen am jenseitigen Ufer unsere ganze Gesellschaft mit dem zurückgekehrten Indianer. Völlig entmuthigt und an dem Gelingen der Unternehmung verzweifelnd, hatten sie die Rückreise angetreten. Auf halbem Wege trafen wir einen Boten mit einem Billet Lord Selkirks, worin er uns alle zurückberief. Auf diese Weise nahm die unnütze, schlecht angebrachte Unternehmung ein Ende.

Man war im Fort sehr aufgeregt infolge von Briefen, die Lord Selkirk vom Gouverneur und von seiner Frau empfangen hatte. Man kündigte ihm an, die North-West hätten eine Menge Irokesen angeworben und ihre kleinen Fahrzeuge ausgerüstet um das Fort anzugreifen. Der Obere See, welcher nur längs der Ufer gefriert, kann das ganze Jahr, jedoch nicht ohne grosse Gefahr, der heftigen Stürme wegen, befahren werden. Es wurden also Massregeln getroffen, um einem Ueberfall zuvorzukommen; Patronen wurden vertheilt, die Kanonen theils in die Bastionen geführt, theils, um damit manövriren zu können, auf Schlitten befestigt. Ich konnte nicht recht an die Wahrheit dieser Berichte glauben. Jedoch erfuhren wir später, die Expedition hätte sich wirklich eingeschifft, ein Theil derselben hätte bei dem Posten de Pic Schiffbruch gelitten, worauf die Ueberreste zurückgekehrt seien. Später fror die Donner-Bai zu; dadurch wurde jeder Angriff unmöglich.

Die Donner-Bai birgt im Herbst eine ungeheure Menge Fische, welche mit Netzen von dreissig Klaftern Länge und drei Klaftern Breite gefangen werden. Unten wird Blei, oben Stücke leichten Holzes daran befestigt. Eine Anzahl Fischer, die hingeschickt worden waren, erbeuteten mehr als hundert Tonnen Fische, die gesalzen und eben so viele, die gefroren in den Magazinen aufbewahrt wurden. Es wurden Forellen von 30—70 Pfund gefangen. Wir hatten den ganzen Winter über Ueberfluss an diesen vortrefflichen Fischen.

Auch der Tisch des Lord Selkirk, an dem wir theilnahmen, war sehr gut bestellt. Von Zeit zu Zeit wurde ein Ochse oder ein Schaf geschlachtet; dazu gab es Kartoffeln, Gemüse, sehr guten Wein und Liqueurs.

Ich durchstreifte sehr oft den Wald und übte mich im Gebrauche der „Raquettes“ oder Schneeschuhe, die 2—4 Fuss lang, 1½ Fuss breit sind und aus einem Reif bestehen, an dem ein Flechtwerk von Riemen aus ungegerbtem Leder befestigt ist. Sie gleichen unsern Spielraquetten und verhindern das Einsinken der Füsse in den Schnee.

Es war das eine Vorbereitung für eine Reise, die ich unternehmen wollte, da ich des müssigen Lebens im Fort herzlich satt war. Ich hatte mir vorgenommen, d'Odet am Regensee* zu besuchen. Es war diess eine Reise von ungefähr 20 Tagreisen im strengsten Winter. Auf dem Wege befindet sich keine einzige menschliche Wohnung. Als ich Lord Selkirk von meinem Plane sprach, glaubte er zuerst ich spasse; nachher ging er darauf ein und versprach mir auf jede mögliche Weise behülflich zu sein. Er rieth mir, 20 Leute mitzunehmen; es boten sich eine noch grössere Anzahl an, die des einförmigen Lebens im Fort müde waren und sich nach einer Veränderung sehnten.

Ich setzte unsere Abreise auf Ende Dezember fest, indem alsdann die Flüsse und Seen fest genug zugefroren sind, um ohne Gefahr auf dem Eise reisen zu können.

Ich musste nun für die Kleidung der Leute sorgen, was bei einer Anzahl von 20 Menschen keine Kleinigkeit war. Jeder empfing folgende Stücke: einen grossen Mantel mit Kapuze aus Decken verfertigt, eine Kappe aus Bärenpelz, zwei Flanellhemden, Strümpfe und einige viereckige Stücke aus Deckenstoff zur Bekleidung der Füsse, endlich sechs aus weichem Leder verfertigte Paar Schuhe. Europäische Schuhe wären hier unbrauchbar, da sie hart gefroren die Füsse verwunden und die Schneeschuhe zu Grunde richten. Dazu ein Paar Handschuhe aus Bären- oder Wildkatzenfell, ein Paar Schneeschuhe; endlich ein Bisonfell und eine Decke für die Nacht. Es versteht sich, dass ein jeder ein Jagdgewehr mitführte. Um Lebensmittel und Effekten zu transportiren, gab es je für zwei Mann einen Schlitten. Unsere Lebensmittel bestanden aus Zwieback, gesalzenem Schweinefleisch, Mehl, Erbsen und Rhum. Für meinen eigenen Gebrauch hatte ich noch Thee, Zucker und einen Topf mit gefrornem Rahm, den mir Lord Selkirk aufdrang und der mir in der Folge von grossem Nutzen war.

Lord Selkirk that alles mögliche, um mir die Reise zu erleichtern: er liess sogar einige Canadier vorausgehen, welche die Effekten bis auf den halben Weg transportiren sollten.

* G. übersetzt oft die geographischen Namen in Canada ins Deutsche; der Leser wird dieselben auf den Karten in französischer oder englischer Sprache finden.

Endlich war alles fertig. Nachdem die Leute Weihnachten auf ihre Weise gefeiert hatten, brachte ich es dazu, dass wir am 31. Dez. 1816 abreisen konnten. Um zehn Uhr brachen wir auf, begleitet von Lord Selkirk und beinahe allen Bewohnern des Forts. Vier durch Pferde gezogene Schlitten führten unser Gepäck während der ersten Tagreise. Ich hatte für meine Person einen Schlitten mit einem Gespann von drei Hunden, die mein Gepäck und ihre eigene Nahrung, bestehend in gesalzenen Fischen zogen. Abends lagerten wir. Nachdem die Pferde zurückgeschickt waren, theilte ich die Leute in drei Sektionen ab. Es waren 18 Soldaten und drei Canadier, von denen zwei vorausgeschickt wurden und einer, ein 65jähriger Mann, der das Land gründlich kannte, bei uns blieb und uns als Führer dienen sollte. Ich hatte Mühe, die Leute zur Ruhe zu bringen, da sie alle infolge der zahlreichen Abschiedstoaste mehr oder weniger betrunken waren. Um Mitternacht erwachte ich und sah, dass sie alle schliefen. Die Scene, die sich mir darbot, werde ich niemals vergessen. Bei dem flackernden Lichte der drei Feuer, glichen die Leute, in ihren manigfaltigen Stellungen und merkwürdigen Kleidung, einer ausruhenden Räuberbande. Die als Schutzwehr herumstehenden Schlitten und die an die Bäume angelehnten Gewehre vollendeten das male. sche Bild, welches durch das ferne Geheul der Wölfe belebt war. Ich stund auf, um eine Pfeife zu rauchen und vergegenwärtigte mir das in dieser Stunde in der Heimat gefeierte Neujahrsfest. Vor einem Jahre befand ich mich in Montréal, wo wir unsern Freunden Serenaden brachten und uns dann einer Schlittenpartie von 15 mit Fakeln beleuchteten Schlitten anschlossen. Alle waren aufgeräumt und glücklich. Heute befand ich mich in einem nordischen Walde, Mühseligkeiten und Gefahren entgegensehend, die für mich nicht ohne einen gewissen Reiz waren. Als die Pfeife ausgeraucht war, legte ich mich auf meine Bisonhaut und schlüpfte in meine Decke, aus der ich einen Sack gemacht hatte, der sich als überaus zweckmässig erwies.

1. Januar 1817. Wir marschirten früh Morgens ab. Der Fluss *Kamanistiquia* auf dessen Eisdecke wir aufwärts gingen, hatte an einigen Stellen eine sehr heftige Strömung, wo das Eis unsicher war und uns zwang, längs des mit Buschwerk verwachsenen Ufers, unsern Weg zu suchen, über Felsen und entwurzelte Bäume. Die Leute, an eine solche Arbeit nicht gewöhnt, blieben oft zurück; fortwährend mussten Schlitten reparirt und neu beladen werden. Doch wurde endlich das Eis besser und wir durften uns wieder darauf wagen. Der alte Führer ging voraus, gefolgt von seinem durch zwei Hunde gezogenen Schlitten. Ich folgte mit dem meinigen; das Geschirr des Dreigespannes war reich verziert mit Scharlachtuch, mit seidenen

Bändern und behängt mit Glöckchen und Schellen. Die neun Schlitten der Mannschaft schlossen den Zug. Wir machten nur einen kleinen Halt, um einen Zwieback und einen Grog zu geniessen. Wir lagerten Abends beim grossen Portage*. Der Fluss stürzt sich dort von einer bedeutenden Höhe herab. Mit unendlicher Mühe wurden Schlitten und Gepäck die beinahe senkrechten Abhänge hinaufgeschleppt. Noch beklagte sich niemand über das heutige Bivouac; der Schnee wurde vermittelst einer Raquette entfernt und an drei mächtigen Feuern die Malzeit gekocht. Wir verbrannten eine Masse Holz; denn es herrschte eine grimmige Kälte, so dass rings herum, unter lautem Krachen, die Baumstämme spalteten. Jeder rauchte eine Pfeife und überliess sich dann dem Schlafe.

2. Januar. Wir brachen frühe auf, marschirten den ganzen Tag auf dem Eise und legten eine grosse Strecke Weges zurück. Abends campirten wir bei der Mündung des Flusses Matawin**. Am 3. Januar erwachten wir mit Schnee bedeckt, der die ganze Nacht über gefallen war, und uns keineswegs am Schlafen gehindert hatte. Am 5. Januar langten wir am jenseitigen Ufer des Sees Matawin an, am 7. bei den Tausend Seen. Wir reisten weiter ohne alle Unfälle, als dass von Zeit zu Zeit einer meiner Leute ein kaltes Bad nahm, welchem Schicksal ich für meine Person entging. Das Land war wild und unfruchtbar; man traf keine lebende Creatur an; wir marschirten auf dem Flusse, der zwischen fünfzig und hundert Fuss breit ist, zwischen undurchdringlichen Tann- und Cedernwäldern. Nachdem wir noch einige kleine Seen überschritten hatten, trafen wir die Canadier an, welche Lebensmittel voraus transportirt hatten. Dieselben kehrten mit einem von unsern Leuten, der erfrorne Füsse hatte, nach Fort William zurück. Drei Mann mit einem Wilden wurden vorausgeschickt, um uns den Weg zu bahnen.

Am 9. Januar machten wir einen halben Rasttag und marschirten bei prächtigem Mondschein vier Stunden weit, bis wir bemerkten, dass wir den rechten Weg verfehlt hatten. Unter allgemeinem Murren mussten wir zurückkehren und eine halbe Stunde vor dem gestrigen Bivouak lagern. Der Führer, den ich anfangs ausgescholten hatte, musste ebenfalls die Strafe tragen, so dass ich am Ende Mitleiden mit ihm hatte. Es war noch immer furchtbar kalt. Ein Theil der Leute, welche, um sich zu erleichtern, ihre Bisonhäute zurückgelassen hatten, kehrte zurück, um sie zu holen.

* Verschiedene Portages tragen den Beinamen «grand». Es handelt sich hier um eine Portage am Kamanistiquia, nahe an dessen Einmündung in den Oberen See.

** Fliesst vom Westen herkommend in den Kamanistiquia.

Am 10. Januar verhinderte uns ein Treiben von trockenem Schnee (poudrière) und die schreckliche Kälte den See zu überschreiten. Die gestrige Verspätung hatte nun zur Folge, dass wir im Freien übernachten mussten und nicht den Schutz der jenseitigen Wälder aufsuchen konnten, wo wir auch bei schlechtem Wetter hätten weiter kommen können. Wir bauten einen Wall von Tannzweigen, um uns vor dem Wind zu schützen. Dennoch musste man sich alle Augenblicke umwenden, um die erfrorene Körperhälfte zu erwärmen. Die Pfeifenrohre froren an die Lippen, man musste die Suppe schnell essen, damit sie nicht festfror. Die „Tausend Inseln"* sind eine grosse Wasserfläche mit unzähligen Inseln und Einbuchtungen, mit so vielen Querwegen, dass auch diejenigen Canadier, welche im Jahr zweimal seit 30 Jahren den Weg nach Fort William gemacht haben, sich bisweilen verirren. Den ganzen Tag über marschirten wir ohne Aufenthalt. Die Kälte war so heftig, dass der Rhum die Consistenz des Honigs annahm, und obschon ich zwei Ueberröcke, zwei Kapuzen und eine Pelzmütze anzog, dennoch von der Kälte litt. Dass der Weg durch die vorausgeschickten Leute gebahnt war, kam uns sehr zu statten.

Am 12. Januar legten wir ein gutes Stück Weg zurück, bei schönem aber kaltem Wetter. Um Mittag trafen wir die Canadier, welche die Avant-Garde gebildet hatten, bei einem grossen Feuer an. Sie hatten ihre Provisionen erschöpft und wollten neue haben. Sie mussten ihre Unvorsichtigkeit büssen. Von da an werden sie sparsamer mit ihren Lebensmitteln umgehen. Jedoch erhielten sie etwas weniges und zudem die Erlaubniss, auf dem Rückwege nach Fort William einige gesalzene Fische mitzunehmen, die wir an einer gewissen Stelle zurückgelassen hatten. Ich behielt nur einen von ihnen zurück. Unsere eigenen Lebensmittel gingen zu Ende und wir waren noch weit vom Ziele entfernt. Wir mussten nun selbst unsern Weg bahnen, was um so mühsamer war, als man in dem drei Fuss tiefen Schnee bis an die Knie versank. Die fünf ersten trugen Schneeschuhe. Die meinigen waren fünf Fuss lang und zwei breit. Man kann sich denken, wie mühsam es ist, diese Last an den Füssen mitzuschleppen, um so mehr, als die Raquettes immer mit Schnee belastet sind. Wenn ich mich nicht im Fort William fleissig damit geübt hätte, würde es mir unmöglich gewesen sein, fortzukommen. Auch die besten Raquettenläufer werden häufig von der sogenannten Raquettenkrankheit heimgesucht, welche in einem äusserst schmerzhaften Geschwulst des Knies und der Füsse besteht und erst nach langer Ruhe verschwindet.

* Soll heissen: Tausend See

GLENBOW FOUNDATION

Am 13. Januar überschritten wir den Portage des Français, welcher lang und beschwerlich ist. Ich musste einen meiner Hunde ausspannen, dessen Kräfte erschöpft waren. Die beiden andern hielten sich gut, obschon sie nur jeweilen des Abends mit gefrornen Fischen gefüttert werden.

Am 15. campirten wir am jenseitigen Ufer des Lac de l'Esturgeon (Störensee).* Ich fand Spuren des Original und des Caribou, zweier Hirscharten und folgte denselben vergebens. Wir campirten am Ausfluss der Rivière maligne, so benannt ihrer gefährlichen Stromschnellen und Klippen wegen.

Am 16. Da der Fluss der Stromschnellen wegen nicht zugefroren war, wurden wir gezwungen, einen Weg längs des Ufers zu suchen, was zur Folge hatte, dass alle unsere Leute, indem sie von Stein zu Stein sprangen, ins Wasser stürzten. Ich allein entging diesem Schicksal. Der Schnee hat nicht aufgehört zu fallen.

Am 17. langten wir beim See Lacroix an**, bei grimmiger Kälte und unaufhörlichem Nordwind. Nach zwei langen Eisübergängen, war es die höchste Zeit, dass wir ans Ufer gelangten. Beinahe alle meine Leute hatten gefrorene Füsse und Hände. Drei davon fielen, ehe wir den Wald erreichten, wie todt nieder. Wir mussten vor dem Abend lagern, und unserer erfrornen Hände wegen, konnten wir nur mit grosser Mühe Feuer anzünden. Obschon wir wieder Schirme aus Tannästen aufstellten, brachten wir eine sehr schlimme Nacht zu. Die drei Kranken wurden durch Reiben mit Schnee wieder hergestellt.

Am 18. war die Kälte so grimmig, dass wir, um aufzubrechen den Aufgang der Sonne erwarten mussten. Wir machten wenig Fortschritte, da wir zwei Mann mit erfrornen Füssen mitschleppen mussten. Der Schnee war ungemein tief. Die Leute fingen an, über grosse Ermüdung zu klagen.

Am 19. Die Kälte liess nicht nach. Wir hatten nun zwei Nächte ohne Schlaf zugebracht. Die Leute fingen an, den Muth zu verlieren; die Rationen wurden täglich kleiner und noch waren wir wenigstens vier starke Märsche von der Station entfernt. Es wurde nun von zwei Uebeln das geringste gewählt; zwei Canadier wurden ohne Belastung, ohne Schlitten und ohne Kranke schleppen zu müssen, vorausgeschickt, mit dem Befehl, uns mit Lebensmitteln entgegenzukommen.

* Es gibt mehrere Seen dieses Namens. Hier handelt es sich um denjenigen der westlich vom Oberen See, zwischen dem 48. und dem 49. Breitegrade liegt.

** Südwestlich vom Lac de l'Esturgeon an der Grenze der Vereinigten Staaten.

Am 20. hatte endlich die Kälte nachgelassen. Wir verfolgten die Spuren der Canadier, welche durch aufgestellte Tannäste den Weg bezeichnet hatten. Auf einem kleinen See blieb ich einen Augenblick zurück, als plötzlich das Eis unter mir brach und ich ins Wasser stürzte, ohne Grund zu finden. Zum Glück hatte ich die Flinte am Riemen über die Schulter gehängt, dieselbe kam nun quer auf das Eis zu liegen und verhinderte dadurch, dass ich unter dasselbe gerieth, in welchem Falle ich verloren gewesen wäre. Ich suchte mich vergebens herauszuziehen. Das Eis brach fortwährend unter meinen Händen. Endlich warf ich den Leuten ein Ende meiner Leibbinde zu, woran sie mich herauszogen. Kaum aus dem Wasser erlöst, war ich mit Eis überzogen und konnte nur mit vieler Mühe das Ufer gewinnen, wo ich mich an einem grossen Feuer entkleidete. Wir genossen die letzten Tropfen Rhum und die letzten Ueberbleibsel unserer Lebensmittel. Ich schoss zwei fliegende Eichhörnchen, womit wir unsere Hunde fütterten.

Am 21. Morgens durchstöberte ich den Wald in der Hoffnung auf irgend eine Beute. Es fand sich nichts und wir mussten mit leerem Magen aufbrechen. Erschöpft kaute ich an einer Wurzel, nur um etwas zwischen den Zähnen zu fühlen. Wir marschirten stillschweigend; niemand liess eine Klage hören, als uns zwei Männer entgegenkamen. Wir glaubten schon unsere Leiden beendigt zu sehen, als dieselben sich als Boten zu erkennen gaben, die Briefe nach Fort William trugen und nur mit den nöthigsten Lebensmitteln versehen waren. Nichtsdestoweniger traten sie uns genug folle avoine und Kleie ab, um eine Malzeit bereiten zu können. Sie verfolgten dann ihren Weg. Wohlgemuth zogen wir weiter, nicht ahnend was uns noch erwartete. Abends lagerten wir uns bei dem Regen-See*. Ich schoss eine Art Wiesel und wir verzehrten dieses sonst ungeniessbare Thier mit dem Rest Hafer und der Kleie, welche die Hunde verschmäht hatten. Als uns Abends der Hunger furchtbar plagte, verschnitten wir die aus ungegerbter Haut verfertigten Riemen der Schneeschuhe, kochten sie zusammen mit Tannadelthee und verzehrten sie wie Macaronis. Eine andere, ebenso abscheuliche Nahrung gewährten die sogenannten „tripes de roche", ein Moos, das wir unterwegs gesammelt hatten. Da der Schnee alle Wegzeichen verwischt hatte, liefen wir Gefahr uns zu verirren, beschlossen daher liegen zu bleiben und die vorausgesandten Leute an Ort und Stelle zu

* Der lac de la Pluie liegt westlich vom Oberen See ungefähr in gerader Richtung zwischen Fort William und dem grossen lac des Bois, an der amerikanischen Grenze

erwarten. Auch den folgenden Tag über blieben wir liegen. Einer nach dem andern erhob sich, um nach der erwarteten Hülfe zu spähen. Bei der Rückkehr liess uns jedesmal sein Schweigen den Misserfolg errathen. Ich bot den Leuten meinen halb verhungerten Hund Meuron an, allein derselbe war der Hund des Regiments und niemand konnte sich entschliessen ihn zu tödten. Ich hatte denselben schon früher ausspannen müssen und mit dem letzten Hund, Basto, den Schlitten gezogen. Derselbe, ein kleiner Federhund, war unbegreiflicher Weise noch dienstfähig geblieben. Als ich nun mit ihm auf die Jagd ging, jagte er ein Rebhuhn auf, das ich erlegte und gerne roh verzehrt hätte, wenn ich es hätte verantworten können. Auf dem Rückwege schoss ich noch einen Specht. Die Leute hatten die Schüsse gehört und erwarteten mit glänzenden Augen eine reiche Jagdbeute. Statt derselben wurden die spindeldürren Vögel gerupft, aber unausgeweidet in den Topf geworfen. Als Beilage diente der Fuss eines Hasen den ich in Montréal erlegt und seither zum reinigen der Zündpfanne mit mir geführt hatte. Diese schmalen Bissen dienten nur dazu, den quälenden Hunger noch mehr aufzustacheln. Vergeblich wurden die Leibbinden fester angezogen; nur der harzige Tannnadelnthee brachte einige Linderung. Die Leute beschäftigten sich sichtlich mit dem letzten, schrecklichen Auskunftsmittel; sie musterten sich gegenseitig und zeigten mit dem Finger auf den Fettesten unter ihnen. Unbegreiflich war uns das Ausbleiben der erwarteten Canadier. Hatten sich dieselben verirrt, waren sie erfroren oder ertrunken? Ich glaubte die Niederlassung acht oder neun Stunden entfernt. Liegen zu bleiben war unmöglich; ich suchte den Leuten Hoffnung einzuflössen. Die einen waren gänzlich demoralisirt; andere zeigten eine ungewöhnliche Seelenstärke. Die nämlichen Soldaten, welche die im spanischen Kriege verübten Schandthaten mit allen Einzelheiten erzählt und sich gerühmt hatten, sich daran betheiligt zu haben, brachen in den Ruf aus „Gott verlässt keinen Deutschen nicht!“

Es wurde also beschlossen, am folgenden Tag aufzubrechen. Erschöpft zum umsinken wanderten wir weiter. Ich litt unendlich, zudem quälte mich der Gedanke, das gewagte Unternehmen selbst geplant und an dem bevorstehenden Tode meiner Gefährten schuld zu sein. Vergeblich munterte ich sie zum Ausharren auf; bis auf zwei blieben nach und nach alle im Schnee liegen. Da Hülfe unmöglich war, mussten sie ihrem Schicksal überlassen werden. In dem letzten Bivouac waren sämmtliche Effekten zurückgelassen worden. Bei der Durchstöberung der Meinigen, fand ich ein kleines Stück Zucker und ein Paket mit Sämereien, das mir Lord Selkirk übergeben und dringend empfohlen hatte. Es sollten damit Versuche in der

Colonie angestellt werden. Mit dieser Hülfe glaubte ich, wenn auch allein, den Posten erreichen zu können; ich war entschlossen, den Weg bis zur völligen Erschöpfung zu verfolgen. Die Augen fortwährend auf die Magnetnadel gerichtet, wanderte ich einige Stunden weiter, als bei der Umgehung einer Insel die ersehnte Erlösung in der Person eines Canadiers erschien. Demselben folgte bald ein zweiter und ein mit vier Hunden bespannter, mit Lebensmitteln beladener Schlitten. Ich begrüsste dieselben wie Engel des Himmels; meine Dankgefühle waren unaussprechlich. Die zuerst abgesandten Männer hatten sich verirrt und waren zurückgekehrt. Sogleich waren zwei andere aufgebrochen. Sie retteten uns, besser mit dem Wege vertraut, unbedingt das Leben. Die für solche Reisen unzureichende Ausdauer der Mannschaft, die ganz ausnahmsweise grimmige Kälte, der starke Schneefall, endlich der Umstand, dass zweimal der Weg verfehlt wurde, sind Ursachen unserer Leiden gewesen.

Es wurde beschlossen nach dem letzten Bivouak zurückzukehren, wo alle unsere Effekten, auch die Kochgeschirre zurückgeblieben waren. Unterwegs schlossen sich die Maroden, neu auflebend an, und wir langten, rohen Hafer kauend in kurzer Zeit dort an. Die folle avoine, die mit dem Hafer nun den Namen gemein hat, wächst in den dortigen Seen im Wasser und wird von den Indianern in grossen Quantitäten gesammelt. Ich vertheilte zwei Brote, die sich vorfanden; unterdessen kochte der Hafer, welcher auch ohne Beigabe von Salz und Fett gierig verschlungen wurde. Zum Glück waren die Kessel klein; es konnte nur eine geringe Quantität Nahrung auf einmal genossen werden. In solchen Fällen kann Unmässigkeit die schlimmsten Folgen haben. Wir blieben noch einen ganzen Tag essend und ausruhend liegen.

Als wir im Fort* anlangten, hatte d'Odet eine Reise auf dem Eise unternommen, indem es ihm nicht im Traume eingefallen war, dass wir ihn mitten im Winter besuchen würden. Er hatte beinahe alle Lebensmittel mitgenommen, so dass wir nur folle avoine, einige Kartoffeln, etwas Mehl, kein Salz und kein Fett vorfanden. Es waren im Fort nur zwei Kommis nebst einigen Canadiern zurückgeblieben.

Wir mussten also am 25. Januar mit allen unsern Habseligkeiten wieder abreisen, obschon unsere Kräfte erschöpft und einige Leute krank waren, und noch einmal im Freien übernachten. Hier

* Nach der Reisebeschreibung Gs. muss dieses Fort, wohin letzterer sich begab um seinen Freund zu besuchen, an der östlichen oder nordöstlichen Küste des lac de la Pluie gelegen sein; nicht zu verwechseln mit dem Fort am lac de la Pluie, westlich vom See, von welchem weiter unten die Rede ist.

verschied leider mein armer Basto, obschon wir ihn sorgfältig an das Feuer gelegt hatten. Er ist ein treuer und äusserst intelligenter Gefährte gewesen und wurde von allen sehr bedauert. Ich wurde von einer äusserst heftigen Kolik befallen, musste alle meine Energie anwenden, um nicht zu unterliegen.

Ich langte endlich mit allen meinen Leuten im Fort de la Pluie an. Bei dem Eintritt fand ich einen Grenadier meines Regiments, den ich seit sechs Jahren kannte. Derselbe sah mich einige Zeit aufmerksam an, nachdem ich ihn geprüft hatte, ohne mich wiederzukennen, bis ich ihm meinen Namen nannte. Nun merkte ich erst, wie sehr mich Hunger und Elend verändert hatten. Ich war so schwach, dass mir oft die Stimme versagte. Ich trat in die Wohnung zweier Commis, Chatelain und Mac P..erson, die dort mit ihren Frauen, einer kleinen Métisse und einer Canadierin lebten. In der Küche brannte ein tüchtiges Feuer. Auf jeder Seite befand sich ein kleines Gemach, wovon mir das eine abgetreten wurde. Man beeilte sich mir Nahrung anzubieten; allein obschon ich hungrig war, befiel mich doch ein solcher Ekel, dass es mir unmöglich war etwas anzurühren; ich warf mich auf ein Strohlager, wo ich sogleich in tiefen Schlaf verfiel. Gegen Abend langten sämmtliche Nachzügler an, einer davon, der über und über geschwollen war, auf einem Schlitten. Auch hier entsprach die Nahrung, wieder aus folle avoine ohne Salz und Fett bestehend, keineswegs unseren Bedürfnissen. Man konnte dieselbe nicht einmal Hundenahrung nennen, da die Hunde sie jedenfalls verschmäht hätten. Von hier aus schickte ich unsern alten Führer mit einem Gefährten nach Fort William zurück und vier Canadier nach dem Rothen Fluss, um mir von d'Odet Nachrichten zu bringen. Die Reise des Letztern war eine schnelle und glückliche gewesen, da sie auf dem Eise vor sich ging und Pferde und Ochsen zu Gebote standen. Ich verliess das Fort viele Tage nicht, weil mir die Kräfte dazu fehlten. Ich befand mich in einem merkwürdigen Zustand von Stumpfheit und halbem Irrsinn. Erst nach vierzehn Tagen erholte ich mich einigermassen und wir fingen dann an, Abends eine Partie Whist zu spielen. Es kam mir seltsam vor, mich mit den beiden Individuen und ihren Weibern, von denen die eine eine halbwilde, die andere eine keineswegs der Noblesse angehörige Canadierin war, unterhalten zu müssen. Ich besuchte zwei Männer, welche eine Stunde vom Fort eine sehr wohnliche kleine Hütte und sechs Jucharten angebautes Land besassen und dort wie Einsiedler lebten. Sobald ihre Verbindlichkeiten gegenüber der North-West-Company gelöst waren, haben sie sich hier niedergelassen und scheinen zufrieden mit ihrem Loose zu sein. Sie versicherten, niemals einen so strengen Winter erlebt zu haben.

Das Fort du lac de la pluie ist am Flusse gleichen Namens und eine Stunde vom See entfernt gelegen. Es war eine bedeutende Niederlassung der North-West-Company für den Pelzhandel, bis im Herbste d'Orsonne mit seinen Leuten anlangte, worauf sie sich zurückzogen. Ich brachte zwei ziemlich unangenehme Monate dort zu, mit Ungeduld die Rückkunft der Leute erwartend, die ich nach dem Rothen Fluss gesandt hatte. Eines Tages brachte ein Indianer die Nachricht, er habe in der Nähe des Forts ein Orignal, eine Hirschart, getödtet. Sofort machte ich mich mit einigen Schlitten auf den Weg, um dasselbe abzuholen. Ich verwunderte mich nicht wenig über dessen Grösse, die derjenigen eines Malteser Maulesels gleichkam. Das Fleisch wird wenig geschätzt; es war zäh und trocken, für uns jedoch nichtsdestoweniger eine grosse Wohlthat.

Die Indianer tauschen hier ihre Biber- und Fischotterfelle gegen europäische Waaren aus, indem sie sich im Herbst mit Decken, Tüchern, Gewehren, Munition, Tabak auf Kredit versehen und im Laufe des Winters oder Frühlings ihre Schuld pünktlich einlösen. Jeder Indianer führt den Namen eines Thieres, wie Eule, Katze, Caribau, unter welchem er eingeschrieben wird. Oft zahlt er mehr zurück als er schuldig ist. Eine Decke kostet sechs Plus (1 Plus = 1 Dollar), ein Fischotter 2, zwei Marder 2 Plus. Einzelne Indianer hatten 50 bis 60 Plus zu vergüten. Ungefähr 150 Indianer, welche sich als Angehörige des Forts betrachten, wohnen in dessen Nähe.

Es war in unseren Magazinen für diesen Winter Mangel an Waaren und der Rhum fehlte ganz, was eigentlich ein Glück war, da die Indianer, betrunken, böse und gefährlich werden. Sie führen in ihren Hütten ein armseliges Leben, schlecht genährt und kaum bekleidet, der grimmigsten Kälte ausgesetzt. Sie machen zwar grosse Provisionen von folle avoine, lassen sich aber durch die North-West Leute gegen Rhum alles abschwindeln und hungern dann viele Tage lang. Sie binden drei zwölf Fuss lange Stangen oben zusammen, befestigen die unteren Ende in der Erde und binden rings herum kleinere Stäbe. Das ganze Gerüste wird nun mit Birkenrinde bekleidet, indem oben für den Rauch, unten für den Eingang Oeffnungen gelassen werden. Das Feuer wird in der Mitte angezündet und die Familie liegt auf Tannzweigen daran herum. Es gibt Indianer, welche ihre Vorräthe von folle avoine von den Blicken der Händler im Walde verstecken; andere Indianer am Wälder See* bauen Kartoffeln, Bohnen, Getreide u. s. w.

Die Indianer trugen, wenn sie in das Fort gingen, gewöhnlich

* Lac des Bois, südöstlich vom See Winnipeg

ein Baumwollenhemd, zwei Hosenbeine, welche sie am Gurt befestigen, eine Jacke, eine Decke mit Kapuze als Mantel, endlich mit Kaninchenfell gefütterte Schuhe aus weichem Leder. Im Sommer waren sie dürftig angezogen.

Am 25. März langten endlich die Leute, welche wir nach dem Rothen Flusse geschickt hatten, an und brachten sehr erfreuliche Nachrichten. D'Odet war glücklich angelangt und hatte schon die beiden Forts Piombina und La Fourche weggenommen; letzteres hatte er des Nachts überfallen. Er bat mich dringend, ihm schleunigst zu Hülfe zu kommen, da der Feind nur acht Tagreisen entfernt sei und drohe, ihn mit Macht anzugreifen. Er schickte mehrere Orignalhäute um daraus Schuhe zu verfertigen, sowie einige mit Hunden bespannte Schlitten, beladen mit Fleisch, Salz u. s. w. Sogleich machten sich die Weiber an die Fabrikation von Schuhen. Die Strapazen der letzten Reise waren vergessen und ich beschloss sogleich aufzubrechen, musste jedoch zwei kranke Leute zurücklassen.

Am 28. März brach ich auf mit 20 Mann und 16 Hunden, welche die mit reichlichen Lebensmitteln beladenen Schlitten zogen. Fröhlich zogen wir auf dem festen Eise des Flusses* abwärts, legten ein beträchtliches Stück Weges zurück und lagerten Abends im Walde. Doch schon am folgenden Tage begann das Eis infolge des schönen Wetters zu schmelzen und bedeckte sich mit Wasser. Hier fing unsere Noth an; abwechselnd watete man bis ans Knie im Flusse oder im weichen Schnee des Ufers. Die Unvorsichtigkeit, mich nach einem Falle ins Wasser nicht umgezogen zu haben, büsste ich mit einem heftigen Rheumatismus, der mich lange plagte und nur durch warme Umschläge mit Tannnadelnthee gelindert wurde. Nun kam noch ein heftiger Regen dazu, welcher des Nachts die Feuer, woran wir unsere Kleider trockneten, auslöschte und uns nöthigte im Schlamm liegen zu bleiben. Bei einem Moraste angelangt, welcher das Weiterkommen unmöglich machte, trafen wir einige Métis an, welche dort in ihren ledernen Hütten wohnten. Diese wiesen uns einen Weg, welcher aber auch bald ein Ende nahm, so dass unsere deutschen Soldaten behaupteten, „Wir seien da angelangt, wo die Welt mit Brettern vernagelt sei.“ Nach einigen auf diese Weise verlebten Tagen und vergeblichen Versuchen vorzudringen, sandte ich einen Indianer um den Weg auszukundschaften. Dieser kam mit der Nachricht zurück, die Weiterreise sei schlechterdings unmöglich, worauf die Rückkehr beschlossen wurde. Auf derselben waren die Strapazen keineswegs geringer als

* Nämlich der rivière de la Pluie, welche den lac de la Pluie mit dem lac des Bois verbindet.

bei der Hinreise; doch litten wir niemals Hunger. Einmal wurde ein grosser Hund geschlachtet, dessen Fleisch wir vortrefflich fanden; später wurde noch ein zweiter Hund getödtet; wir konnten uns überzeugen, dass das Fleisch von Hunden mit stehenden Ohren weit besser ist, als dasjenige der Hunde mit Hängohren, was uns die Canadier versicherten. Von einem Indianer tauschte ich gegen Munition einen fünfzigpfündigen Stör ein. Wir hatten den lac des Bois hin und her überschritten und wanderten nun auf dem schlechten Eise des Flusses* aufwärts. Aeusserst müde, hatte ich beschlossen, die Effekten unter der Hut einiger Leute zurückzulassen und durch den Canadier im Fort** ein Canoe holen zu lassen, um dieselben zu transportiren. Dieses Canoe trafen wir am folgenden Tage an und etwas später ein anderes mit Lacroix, der Depeschen von Lord Selkirk nach dem Rothen Flusse brachte. Sie führten Schlitten mit sich, auf denen sie ihr Canoe ziehen konnten, was ihnen die Weiterreise möglich machte. Lord Selkirk schickte mir einige Flaschen ungewässerten Rhum, woran ich mich sehr erlabte. Wir erzählten uns gegenseitig unsere Erlebnisse und verlebten einige fröhliche Stunden. Die Depeschen waren längs des Ufers des Lac Supérieur auf dem Eise transportirt worden, was eine äusserst gefährliche, früher nie versuchte Unternehmung war. Sie kündeten eine Spezialkommission an, welche die Feindseligkeiten mit den North-West-Company beendigen sollte. Da ich mich lange mit Lacroix aufgehalten hatte, holte ich die Leute erst in der Nähe des Forts ein. So endete diese fatale Expedition. Wir hatten die Reise zu spät um auf dem Eise, zu früh um mit dem Canoe fortzukommen, angetreten.

Das Fort am Regensee machte mir jetzt einen viel bessern Eindruck, als während meines früheren traurigen Aufenthaltes. Der Frühling war im Anzuge, der Schnee verschwunden und meine Gesundheit infolge der besseren Nahrung wieder hergestellt. Schwäne, Trappen, Enten zogen vorüber; in dem See gab es einen Ueberfluss von Stören.

Ein junger Commis, der die Indianersprache geläufig sprach war auf dem Eise von der Hudsonsbai angekommen, und musste den Sommer abwarten, um auf dem Canoe zurückzukehren. Mit ihm und zwei Indianerknaben unternahm ich am 18. April einen Jagdzug nach der schwarzen Bai am Regensee, welche ein bekannter Versammlungsort der Zugvögel ist. Zwei Schlitten mit Hundegespann trugen die Effekten nebst reichlichen Lebensmitteln. Das Eis war noch fest. Wir

---

* Der rivière de la Pluie.

** Im Fort de la Pluie, wohin G. zurückkehrte.

kamen Abends an unserem Bestimmungsorte auf einen Hügel zwischen dem See und einem grossen Sumpfe an. Hinten waren wir durch einen Tannwald geschützt; vor uns überschauten wir den Kanal, welcher den unabsehbaren Sumpf mit dem Regen-See verbindet. Während das Feuer angezündet wurde, flogen eine Anzahl Trappen an uns vorüber, von denen wir zwei herunterschossen und an einen Stock gespiesst brieten, wodurch wir uns ein vortreffliches Nachtessen verschafften. Von den unzähligen Wildenten, die folgten, schossen wir eine grosse Menge. Früh morgens wurden wir durch einen unbeschreiblichen Lärm geweckt, der von zahllosen Zugvögeln herrührte, die sich in dem aufgethauten Moraste tummelten. Wir brachten bei prächtigem Wetter auf diesem Hügel fünf glückliche Tage zu und erlegten eine unglaubliche Menge Vögel. Abends beim Feuer tranken wir Thee und rauchten unsere Pfeifen. Die beiden Indianerjungen waren sehr unterhaltend, zuthunlich und dienstfertig. Zu unserem grossen Leidwesen, mussten wir die noch immer mit Wild bedeckten Gewässer verlassen, als uns der schlimme Zustand des Eises zum Verstand brachte. Auf dem See war das Eis so weich, dass es unter den Füssen nachgab; wir waren genöthigt uns langer Stangen zu bedienen, die wir horizontal vor uns trugen, um uns beim Einbrechen daran festhalten zu können. Unser Rückweg ging jedoch ohne Unfall vor sich.

In dem Fort ging alles nach Wunsch. Es herrschte Ueberfluss an Lebenmitteln. Störe von 50—60 Pfund wurden in Menge gefangen und mit dem Salz eingepöckelt, welches die Métis vom Rothen Flusse brachten, wo sich dasselbe in Menge vorfindet. Wir bereiteten uns mit Eifer auf die Reise dorthin vor. Die Canoes wurden aus den Schuppen geholt, untersucht und ausgebessert. Kleine Rindencanoes sind seit undenklichen Zeiten bei den Indianern im Gebrauch gewesen und von den eingewanderten Europäern zweckmässig gefunden und vervollkommnet worden. Bis zu dem Fort William sind sogenannte „canots de maître" gebräuchlich, welche doppelte Lasten tragen: von da an sind nur kleinere „canots du Nord" anwendbar. Dieselben sind sechs Klafter lang, die ersten etwas mehr. Die beiden Enden laufen in lange Spitzen aus, die als eine Zierde angesehen und „pinces" genannt werden. In der Mitte können drei Männer bequem nebeneinander sitzen; von da an verschmälert sich das Canoe. Dasselbe wird aus Stücken von Birkenrinde verfertigt, welche möglichst gross abgeschält und mit schmalen, gespaltenen Tannwurzeln „Watap" genannt, zusammengenäht werden. Die Rinde wird alsdann mit pergamentdünnen Cedernschindeln gefüttert, welche mit heissem Pech aufgeklebt werden. Die schwarzgepichten Nähte machen auf der

schneeweissen Rinde, Streifen bildend, einen sehr hübschen Effekt. Das Canoe hat nun die gehörige Grösse und Gestalt, muss aber um Festigkeit zu erhalten, wie das Fell auf die Trommel, auf ein leichtes Holzgerippe gespannt werden. Dieses besteht aus den Rippen (Warangues) die 2 Zoll auf 3 stark sind, einem Bord das rings herum geht (maitre) und fünf leichten Querstücken, wovon eines durchbohrt ist, um den Mast aufzunehmen, dessen unteres Ende in ein auf einer Rippe befestigtes Stück Holz eingepasst wird. Wenn das Canoe durch Anstossen an einen Ast oder an eine Klippe lek wird, muss es ausgeladen, aufs Land getragen und vermittelst eines Stückes Rinde ausgebessert werden, das auf das Loch genäht und verpicht wird. Jeden Abend wird in der Regel gelandet; bei Regenwetter dient das umgestülpte Canoe der Mannschaft als Dach. Ueber starke Stromschnellen muss dasselbe von zwei Leuten getragen werden; über kleinere schiesst es, halb oder ganz entladen, von zwei Canadiern, wovon der eine vorn und der andere hinten steht, mit grosser Geschicklichkeit gelenkt, herab. Man nennt das „sauter" und die canadischen Bootleute „voyageurs". Dem an solche Reisen nicht gewohnten Reisenden stehen oft ob der pfeilschnellen Fahrt die Haare zu Berge: jeden Augenblick glaubt er, das gebrechliche Fahrzeug an den schwarzen Klippen zerschellen zu sehen. Ein canot du Nord trägt bis 30 neunzigpfündige Waarenballen und 5 bis 6 Mann mit ihren Lebensmitteln und Effekten.

Am 12. Mai 1817 schiffte ich mich auf dem Regenfluss mit drei Canoes, 22 von meinen Leuten, sechs Canadiern und einem guten Führer ein. Die Abreise war sehr fröhlich; die Leute ruderten ihre Lieder singend und wir glitten über Erwarten schnell den Fluss hinunter. Am Abend campirten wir am Fusse des „Long saut"*, wo ich von einigen Indianern Fleisch und einen 100pfündigen Stör einhandelte. Am folgenden Tage legten wir eine Strecke von 23 Stunden zurück und langten abends am südlichen Ende des Wäldersees (Lac des bois) an, wo wir auch den folgenden Tag über bleiben mussten, weil der Wind ungünstig war. Ungeachtet der grossen Kälte und eines schwachen Gegenwindes, gelang uns die Ueberfahrt über den Wäldersee, wobei wir aber ausserordentlich in unseren durch die einschlagenden Wellen genässten und theilweise gefrornen Kleidern litten. Auf dem Winnipegflusse, auf dem wir nun hinunter fuhren, gab es eine Menge Hindernisse zu überwinden; Portages mussten überschritten, Stromschnellen hinabgefahren werden, bis wir an der Mün-

* Nicht zu verwechseln mit der Stromschnelle gleichen Namens am Lorenzstrom oberhalb Cornwall, wovon auf Seite 87 die Rede gewesen ist.

dung des weissen* Flusses vorüber, am 20. Mai bei dem Fort du Bas** anlangten.

Dieses Fort war ein Posten der North-West-Company, welchen unserer Leute vom Rothen Fluss aus eingenommen hatten, natürlich ohne Blutvergiessen. Es ist sehr hübsch am Flusse gelegen, umgeben von einer grossen Strecke urbargemachten Landes und beschützt von einer starken Palissade. Zwei Tage später sahen wir zwei grosse Fahrzeuge, sogenannte „berges" den Fluss heraufkommen, worin sich d'Orsonne und Lacroix befanden, die Verstärkung brachten, weil sie befürchteten die North-West könnten das Fort zurückerobern und unsere Canoes wegnehmen. Sie hatten nur sechs Mann als Besatzung des Forts am Rothen Fluss zurückgelassen, grosse Mühe gehabt einen Weg durch das Eis zu finden und, statt zwei oder drei Tage, neun gebraucht. Ich verlebte einige Tage bei den beiden Herren bis sie mit einer Anzahl von meinen Leuten wieder abreisten, so dass mir als Besatzung des Forts nur 14 Mann und einige Canadier zurückblieben.

Die Jahreszeit war ausserordentlich verspätet; es herrschte ein äusserst unangenehmer Nordwind und es war noch keine Spur von Vegetation zu sehen. Mac Donald theilte mir die nähern Umstände der Zerstörung des Forts mit, bei welcher Gelegenheit die Colonisten wenig Muth und Geistesgegenwart an den Tag gelegt zu haben scheinen und jedenfalls schändlich behandelt wurden. Als nach einigen Tagen d'Orsonne mit einer grossen „berge" anlangte, um Kartoffeln zum Anpflanzen abzuholen, bat ich ihn an meiner Stelle im Fort zu bleiben, indem ich dringend wünschte, endlich einmal an den so viel besprochenen Rothen Fluss zu gelangen.

Am 2. Juni verliess ich das Fort in dem mit 80 Pfd. Kartoffeln und einer Last folle avoine beladenen Fahrzeuge und langte nach einer schnellen Fahrt*** an der Mündung des Rothen Flusses an, dessen Anblick keineswegs vielversprechend ist, da die Umgebung flach und morastig ist. Hier zeigten sich, an geschützten Stellen, die ersten Spuren der Vegetation. Wir campirten bei den „Rapides"† und erblickten hier eine grosse Anzahl Pelikane, denen ich mich in einem Indianercanoe mit vieler Vorsicht näherte. Nichtsdestoweniger flogen sie auf, als sie uns erblickten und nur ein einziger blieb zurück, der unfähig zum fliegen schien. Ich hätte denselben

* Das Beiwort will die Farbe des Wassers, nicht einen Weissen Fluss bezeichnen.

** Wahrscheinlich am südöstlichen Ufer des Sees Winnipeg.

*** Auf dem See Winnipeg.

† Stromschnellen des Rothen Flusses.

gern lebendig gefangen; da ich aber befürchtete ihn zu verlieren, schoss ich ihn. Es zeigte sich nun, dass er einen grossen Fisch in seine Tasche aufgenommen hatte, dessen Gewicht seinen Kopf so beschwerte, dass er, nach fruchtlosen Versuchen, ihn los zu werden, sitzen bleiben musste. Die Pelikane sind prächtige Vögel, weiss mit schwarzen Flügelenden, deren Fleisch aber ungeniessbar ist. Tags darauf frühstückten wir bei der Tresse, wo die Prairie, die mit Gras bewachsene Ebene, bis an den Fluss reicht. Von da ging ich, denselben verlassend, mit einem Begleiter nach dem Fort, wo ich nach Mittag anlangte.

Ich war also endlich bei dem Rothen Flusse angelangt, der mir seiner Fruchtbarkeit wegen so sehr angepriesen worden war. Meine Enttäuschung war gross; wir zählten den 5. Juni und noch war wenig Grünes zu sehen! Ein nettes Land für die Gründung einer Colonie; neun Monate Winter und drei tropischer Hitze mit Mosquitenplage! Der Fluss ist 150 Fuss breit, das Wasser trüb und schmutzig, mit einem schmalen Waldrande, von Eichen, Linden und Birken eingefasst. Darüber hinaus erblickt man die unabsehbare Ebene, wie das Meer ohne Horizont, aber ohne dessen Schönheit, trocken und steril! Näher beim Fort sahen wir einige Anzeichen von Leben, die kleinen Felder der Colonisten und am Rande des Waldes, wo sie zum Schutze gegen den Nordwind hingebaut waren, einige zerstörte Hütten.

Das Fort früher La Fourche, jetzt nach dem Taufnamen Lord Selkirks, Fort Douglas genannt, ist nächst dem dort ungefähr 30 Fuss tiefen Flusse auf einer Anhöhe* erbaut und sieht ungefähr wie alle andern Forts aus. Ein Viereck von niedrigen Hütten, in deren Mitte ein unförmliches und unvollendetes grosses Gebäude steht, wird von einer Umzäunung von starken 18 Fuss hohen Palissaden umgeben. Die Colonisten waren mit der Bebauung ihrer Felder beschäftigt. Die kräftigsten derselben, die Schotten, waren auf dem Eise von dem Hechtflusse her gekommen, wohin sie sich nach der Zerstörung der Colonie mit ihren Familien geflüchtet hatten. Jeder hatte sein Eigenthum wieder in Besitz genommen; es waren schon 100 Mineaux Kartoffeln gepflanzt und ebensoviel Erdreich für Korn, Gerste, Bohnen, Erbsen vorbereitet worden, sodass man auf Ueberfluss von Lebensmitteln für das Fort hoffte.

In der Nähe des Forts befindet sich ein grosses Lager von Saulteux-Indianer, aus ungefähr 50 Hütten bestehend, von denen

* Auf dem rechten Ufer des Rothen Flusses, einige Kilometer oberhalb dessen Einmündung in den See Winnipeg.

einige von 15 bis 20 Männern mit ihren Familien bewohnt werden. Diese Hütten sind nicht rund sondern länglich, jedoch auf die gewöhnliche Art gebaut, aus Stangen und Birkenrinde. Die Saulteux sind selten in so grosser Anzahl versammelt, sondern leben zerstreut in zwei bis drei Hütten. Ihr Häuptling nennt sich Pigwis (abgehauene Nase); er zeichnet sich von den übrigen nur durch eine silberne Medaille aus, die er am Halse trägt. Sowohl er als auch andere, wie der „schwarze Mann", der „schwarze Rock" wurden durch die Weissen zu Häuptlingen ernannt; sie besitzen aber keine Autorität, erhalten jedoch von Zeit zu Zeit ein Geschenk von Rhum. Da sie zerstreut leben, steht jede Bande unter ihrem eigenen Oberhaupt und führt dessen Namen. Die Saulteux befinden sich fortwährend auf dem Kriegsfusse mit den Sioux; aber obschon sie sich bisweilen in Schaaren von 30 bis 60 Kriegern versammeln, wagen sie es doch nicht den Feind in offenem Felde anzugreifen, sondern überfallen und massakriren denselben auf hinterlistige Weise. Die Sioux sind übrigens weit zahlreicher als die Saulteux: die letzteren weichen daher gewöhnlich ihren Feinden sorgfältig aus. Die Sioux leben in dem Lande der Bisonochsen und können sich zu jeder Zeit reichlich mit Nahrung versehen, was bei den Saulteux nicht der Fall ist.

Die Indianer warteten mit Ungeduld auf die Ankunft Lord Selkirks, und freuten sich zum Voraus auf die Geschenke die sie erwarteten. Auch wir wünschten es, aber aus einem andern Grunde. Die North-West sollten sich, hiess es, mit einer grossen Anzahl Métis (Bois brûlés) an unserem Fort vorbei nach Fort William begeben, und wir befürchteten, Lord Selkirk könnte denselben in die Hände fallen, was ihm jedenfalls das Leben gekostet hätte. Gerne hätten wir ihnen den Weg verlegt; aber wir hatten kein Recht dazu; wir mussten uns damit begnügen, am Ufer des Flusses auf dem sie herabkommen sollten, fünf Kanonen aufzupflanzen.

Am 21. Juni langte endlich Lord Selkirk an und befreite uns von jeder Sorge. Er brachte eine grosse Anzahl Leute mit.

Das Land kam mir je länger je trostloser vor; die Bäume waren am 21. Juni noch nicht vollständig belaubt und die gepflanzten Kartoffeln erfroren, was die Hoffnung auf die diesjährige Ernte vernichtete. Das war eine traurige Aussicht für die Zukunft: man behauptete jedoch, das Jahr sei in dieser Hinsicht ein ganz exceptionelles.

In diesen Tagen erlebten wir ein merkwürdiges Ereigniss. Eine Heerde Bisonochsen näherte sich dem Fort. Wir erlegten mehrere derselben. Einer davon wurde von einem Soldaten aus nächster Nähe angeschossen, worauf er sich, obgleich tödtlich verwundet, auf den

Mann stürzte, welcher verloren gewesen wäre, wenn nicht ein Trupp Hunde ihm zu Hülfe gekommen wäre. Wenige Augenblicke nachher fiel er zu Boden; man hielt ihn für todt und mehr als hundert Menschen, Weiber, Kinder sammelten sich um ihn um das gewaltige Thier zu betrachten. Noch einmal erhob er sich, plötzlich die letzten Kräfte sammelnd; alles stob auseinander. Es wurden noch sechs Schüsse abgefeuert ehe er todt war.

Die Bisonochsen unterscheiden sich von unserm Rindvieh, durch einen grossen und einen kleinen Buckel auf dem Rücken und dem Hals. Der grosse besteht aus abwechselnden Lagen von Fleisch und Fett und wird durch sechs Rückenwirbelfortsätze gestützt, wovon der grosse ein Fuss lang ist. Der Kleine sitzt auf dem Halse, besteht nur aus einer Fleischmasse und hilft den unförmlichen Kopf tragen. Der grosse Buckel ist der beste Theil des Thieres, sowie auch die Zunge. Das übrige Fleisch des Stieres ist zähe und trocken und dient als Hundefutter. Im Winter bedeckt langes wie grobe Wolle gekräuseltes Haar, das bis auf die Vorderfüsse fällt und für die Kugeln beinahe undurchdringlich ist, den Vordertheil des Körpers. Der hintere Theil ist mit kurzem, schwarzem Haar bekleidet. Der alte Stier ist ein unförmlicher Koloss, der nur durch einen Schuss ins Herz getödtet werden kann und sich um andere Verwundungen wenig zu kümmern scheint. Hinter dem Schulterblatt befindet sich eine handgrosse, unbehaarte Stelle, wo die Kugel einschlagen muss um das Herz zu treffen. Die Kühe sind kleiner, weniger unförmlich; auf sie ist es bei den Jagden hauptsächlich abgesehen, da nur ihr Fleisch essbar ist.

Was ist aus den unzählbaren Bisonochsen geworden, die damals die Prärien belebten? Sie wurden auf eine unverantwortliche Weise hingemordet; es irren jetzt nur noch kleine Trupps herum, verfolgt von den wenigen übergebliebenen Indianern, sowie von amerikanischen und europäischen Sportjägern*.

Am 22. Juni fand eine grosse Indianerversammlung statt, in der viele blumenreiche Reden zu Ehren des grossen Häuptlings, Lord Selkirk, und der Colonisten gehalten wurden. Sie beklagten ihre Armuth und den Mangel an Waaren, der ihre Hoffnung auf reiche Geschenke zu nichte machte. Lord Selkirk war nämlich so eilig von Fort William aufgebrochen, dass keine Waaren mitgenommen werden konnten, was uns am Rothen Flusse in grosse Verlegenheit brachte. Nichtsdestoweniger wurden Tabak und einige Fässchen Rhum ausgetheilt, welche

* Wir werden aus den folgenden Erlebnissen schliessen müssen, dass G. diese Betrachtung machte als er seine Reiseerinnerungen schrieb. Zur Zeit seines Aufenthaltes am Rothen Fluss gab es noch unzählige Bisonheerden.

die Wilden sehr vergnügt in ihr Lager trugen, wo sie die ganze N[illegible] mit Trinken, Schreien, Singen und Tanzen zubrachten.

Es wurde nun beschlossen, so bald als möglich von der [illegible] Bai neue Waaren kommen zu lassen und ich bot mich Lo[illegible]kirk an, mit einem Theil meiner Leute und einigen Canadiern [illegible] Expedition zu unternehmen.

Am 26. Juni brach ich mit vier Canoes auf, in Begleitung von Graham, einem Hudsonsbai Händler, der allein nach York am Ufer der Bai reisen, während ich ihn an der Pointe de Norvége am nördlichen Ende des Winnipeg-Sees erwarten sollte. Die Ueberfahrt über diesen grossen See legten wir in acht Tagen zurück*. Dieselbe ist sehr gefährlich wegen der vielen verborgenen Klippen und kleinen Inseln. Auch stiess eines der Canoes an einen solchen Felsen an und musste ans Land gezogen, geflickt und verpicht werden, was einen ziemlich beträchtlichen Zeitverlust zur Folge hatte. Auf einem dieser Inselchen fanden wir eine grosse Menge Möveneier; ganze Wolken von diesen Vögeln erhoben sich als wir landeten. Die Leute sprangen ans Land, füllten ihre Hüte mit Eiern, leerten dieselben im Canoe und holten neue. Sie wurden mit grossem Appetit verspeist, obschon die meisten davon angebrütet waren. Unsere Lebensmittel bestanden aus „Bison torreau“ d. h. getrocknetem Bisonfleisch, das mit einer gleichen Quantität heissen Fettes übergossen und in eine Bisonhaut gefüllt wird. Diese Speise geniesst man gekocht oder roh; sie wäre nicht so übel, wenn mit etwas mehr Reinlichkeit damit umgegangen würde.

Wir langten glücklich an der Pointe de Norvége an; zu meinem grossen Aerger fanden wir aber dort keine Waaren; selbst das Nöthigste fehlte und wir wurden nach Oxfordhouse in der Nähe der Hudsonsbai gewiesen, wo sich Waaren vorfinden sollten. Dieser Versicherung mass ich wenig Glauben bei; ich fürchtete bis nach York reisen zu müssen. Wir schifften uns am gleichen Abend auf zwei Berges und mit zwei englischen Piloten auf dem Nelson Flusse, dem Ausfluss des Winnipeg-Sees, ein, verliessen denselben aber nach kurzer Fahrt. Der Nelsonfluss wäre die natürlichste Verbindung zwischen dem See und der Hudsonsbai; seine unzähligen Stromschnellen machen jedoch die Schifffahrt unmöglich und man ist genöthigt, einen andern Weg über Portages, kleine Seen und Flüsse einzuschlagen**.

* Der See misst von Süden nach Norden über 400 Kilometer. Pointe de Norvége finden die Leser unter dem Namen Norwayhouse.

** Der Nelson, der 8000 m^3 per Sekunde abgibt und auf seinem Lauf von 650 Kil. um mehr als 200 m Fall hat, ist in der That wegen seiner Stromschnellen und der zahlreichen Kessel, in welche der Strom sich stürzt, nicht schiffbar.

Einer der letztern ist bekannt wegen der Unmasse von Mosquitos, dieser Plage der Reisenden, und trägt den Namen Miohismamis oder Schwarzer Fluss. Er wäre zu seicht für die Schiffahrt ohne künstliche Nachhilfe und diese Hilfe besorgen die Biber. Die Thiere haben zu ihrem Haushalt kleine Wasseransammlungen nöthig: sie verschaffen sich dieselben, indem sie in den Flüsschen, die sie vorzugsweise auswählen, Querdämme bauen. Vermittelst dieser Dämme, die den Dienst von Schleusen vertreten, wird die Schiffahrt ermöglicht. Seit mehr als 50 Jahren befahren jährlich mehr als 100 Canoes den Fluss. Jedesmal werden die Dämme durchstochen und sogleich wieder durch die Biber hergestellt. Man muss sich verwundern, dass die „Honorable Hudsonsbai-Company" nicht das Beispiel der Biber nachgeahmt und einige Schleusen angebracht hat. Aber so weit versteigt sich deren Vorsorge nicht; höchstens befiehlt sie strenge Schonung der Thiere. Die beiden Portages, wovon jeder eine englische Meile lang ist, befanden sich in dem traurigsten Zustand, so dass beim Herüberschleppen eines meiner Fahrzeuge entzwei ging und wir uns alle in das andere begeben mussten. Die Nachlässigkeit und Trägheit der Leute war beispiellos: ausser Lord Selkirk war keiner der Antheilhaber je in das Land gekommen; die Beamten kümmerten sich bei reicher Besoldung, wenig um das Gedeihen des Unternehmens

Wir gelangten während eines heftigen Sturmes nach Oxfordhouse, das an eine Bai des Hilly-Sees* hübsch gelegen ist. Diese Niederlassung der Hudsons-Bay-Compagny, mehrere Tagreisen von York entfernt, ist der nördlichste Punkt**, zu dem ich gelangt bin; ich habe also die Ufer der Hudsonsbai nicht erblickt. Auch dort waren keine Waaren vorhanden; man vertröstete mich auf einige Boote, welche stündlich erwartet wurden. Dieselben trafen auch kurz nachher ein; ich machte sogleich die nöthigen Einkäufe von Tuch, Decken, Tabak, Rhum, Aepfeln u. s. w. und trat am 12. Juli die Rückreise an. Wir hatten abwechselnd Regen und grosse Hitze und kämpften mit den gleichen Hindernissen, wie auf der Herreise. Besonders das Hinüberschleppen von Waaren und Fahrzeugen über die beiden Portages war äusserst ermüdend für die Leute. Unterwegs verwundete ich, auf 60 Schritt Distanz, ein Orignal, welches mir durch die Nachlässigkeit meines Begleiters, welcher eine zweite Flinte ungeladen gelassen hatte, entging. Auch die Ueberfahrt des Sees*** war wegen

* Nach der Reiseskizze Gs. läge dieser See, den man unter diesem Namen auf den Karten nicht findet, am Hill-River, einem Parallel-Flusse des Nelson der auch bei York in das Hudsonsmeer einmündet.

** Diese nördlichste Extremität der Reise kann sich der Leser ungefähr am Zusammenlauf des Hill-River und des Hayes-River vorstellen.

*** Winnipeg.

ungünstiger Winde sehr anstrengend. Während derselben wurden wir von dem schrecklichsten Gewitter, das ich je erlebt habe, überfallen. Eine unheimliche Stille warnte uns und wir fanden kaum Zeit zum Landen als das Donnerwetter losbrach und die Blitze rechts und links einschlugen. Ich war nicht wenig besorgt, wegen einiger Pulverfässchen, die ich mitführte. Glücklicherweise hielt das Unwetter nicht lange an und wir gelangten nach 10 Tagen an die Mündung des Rothen Flusses. Ich gab der Mannschaft einen Biber preis, den ich von einem Indianer gekauft hatte und der bei den Canadiern als besonderes Leckerbissen gilt. Das süssliche Fleisch eckelte mich an während ein Schwan und ein weisser Kranich die geschossen worden waren, vortrefflich schmeckten. Dieser Kranich ist ein prächtiger Vogel, sechs Fuss hoch, weiss, mit schwarzen Flügelspitzen.

Unsere Expedition hatte 34 Tage gedauert. Wir waren mit grosser Ungeduld erwartet, da die Magazine vollständig leer standen.

Ein Theil unserer Leute hatte das Fort de la Fourche verlassen, wo die Ernährung der Colonie schwierig war, und sich 30 Stunden höher am Fluss hinauf begeben, in eine alte Niederlassung, *Pembina* genannt. Die Bisonochsen halten sich dort in grösserer Anzahl auf: auch die Fischerei ist ergibiger. Alle disponiblen Leute beschäftigen sich dort mit der Jagd, mit dem Trocknen des Fleisches und mit dem Transport desselben. Capitän Mathey hielt sich dort seit einiger Zeit auf. Ich trat mit einiger Mannschaft am 7. August die Reise dahin an, und zwar zu Fuss, dem Flusse* entlang, indem jeder seine Decke und einige Lebensmittel trug. Wir überschritten den Fluss Assiniboine und nahmen, da der Rothe Fluss starke Windungen macht, den Weg querfeldein, verloren aber im Gebüsche die Richtung und mussten, vor Durst verschmachtend im Freien campiren. Am folgenden Morgen fanden wir einen Fusssteig und schleppten unsere Nastücher im Grase nach, um den gesammelten Thau aufsaugen zu können. Endlich gelangten wir an den „Schmutzigen Fluss“**, wo wir unsern brennenden Durst löschen konnten. Wenn wir nicht früher einen kleinen Tümpel gefunden hätten, der etwas Sumpfwasser enthielt, wären wir kaum dahin gelangt.

Um von der Rivière sale nach der Grahia*** zu gelangen, muss man eine lange Strecke offener Prarie durchkreuzen, wo man den die Flüsse umgebenden Waldgürtel gänzlich aus den Augen verliert.

---

* Am linken Ufer.

** Rivière sale oder salée, ein Nebenfluss des Rothen Flusses oberhalb des Assiniboine, von Westen herkommend.

*** Wahrscheinlich die rivière aux Gratias, auch ein Nebenfluss des Rothen Flusses den G. überschreiten musste um nach Pembina zu gelangen.

Wir verirrten uns daher nochmals, mussten wieder zu einem stinkenden Wassertümpel unsere Zuflucht nehmen und marschirten, der grossen Hitze wegen, mit ausgezogenen Beinkleidern bis Abends spät. Jenseits der Grahia wird das Land fruchtbarer und schöner. Wir erblickten mehrere Prairiewölfe von weisser, grauer und gemischter Farbe.

Das Fort Pembina ist am Einfluss des Flüsschens Pembina in den Rothen Fluss gelegen. Da es zwei Jahre unbewohnt geblieben war, befand es sich in sehr schlechtem Zustande, ohne Thüren und Fenster, mit durchlöcherten Dächern. Es waren drei alte Bisonstiere getödtet worden; die Kühe halten sich in Heerden von Tausenden zusammen, nähern sich aber nicht leicht den Niederlassungen.

Ich liess meine Leute bei Capitän Mathey zurück und trat schon am nächsten Tage den Rückweg nach La Fourche an, und zwar dies mal in einem kleinen Canoe mit fünf Mann.

Lord Selkirk hatte sich entschlossen, nach Montréal zurückzukehren. Da er aber fürchtete, auf dem gewöhnlichen Wege den North-West in die Hände zu fallen, so wurde der Umweg durch das Land der Sioux, den Mississippi, St-Louis und New York gewählt. Er hatte sich in das Einvernehmen mit dem amerikanischen Obersten Dixon gesetzt, der einen grossen Theil seines Lebens bei den Sioux zugebracht, bei ihnen sehr beliebt war und sie im letzten Kriege angeführt hatte. Derselbe besass die amerikanische Niederlassung Pembina**, wo ihm eine grosse Anzahl Fahrzeuge zur Verfügung standen, auf denen sich Lord Selkirk einschiffen und auf dem Mississippi bis St-Louis herabfahren sollte. Da für diese Reise eine Bedeckung von einer starken Truppe Sioux unumgänglich nöthig war, so schickte Dixon einen Dolmetscher an einen vertrauten Häuptling, mit dem Auftrag, 100 Mann und eine Anzahl Pferde zusammenzubringen und Lord Selkirk in *unserm* Fort Pembina abzuholen. Der Dolmetscher lief zwar Gefahr, auf der Reise von feindlichen Indianern ermordet zu werden, kam aber glücklich ans Ziel.

Am 1. September reiste ich mit Dixon vom Fort de la Fourche nach Pembina ab. Diejenigen unserer Leute, welche sich entschlossen hatten in der Colonie zu bleiben, hatten schon von ihren Ländereien Besitz genommen; andere hatten sich für ein bis zwei Jahre anwerben lassen; diejenigen endlich, welche nach Europa zurückkehren wollten, befanden sich schon in Pembina, um mit Lord Selkirk abzureisen. Ich hatte grosse Mühe gehabt, Pferde für mich und meinen getreuen Bedienten Friedrich aufzutreiben, welcher meine Effekten

** Es handelt sich hier um Pembina in der Nähe der Quellen des Mississippi.

auf einem zweirädrigen Karren nachführte. Auf den Reisen durch die Prairie wird fast immer Galopp geritten, was zur Folge hat, dass die Pferde mit den Vorderfüssen in Löcher gerathen und die Reiter kopfüber zu Boden schleudern. Darauf nimmt jedoch niemand Rücksicht: der Gestürzte muss sich ohne fremde Hülfe aufraffen und auf das Pferd zu kommen suchen. Ein kleines Kissen dient als Sattel. Abends wird derselbe abgenommen und das Pferd mit gefesselten Vorderfüssen freigelassen, um seine Nahrung zu suchen, woran es hier keineswegs fehlte. In Pembina* wohnten wir in Lederzelten, da die Wohngebäude sich in schlechtem Zustande befanden und es an Werkzeugen mangelte, um sie zu repariren. Oberst Dixon hatte die Absicht, den Frieden zwischen den Sioux und den Saulteux herzustellen: die Letztern hielten sich in der Nähe auf, um zu geeigneter Zeit bei der Hand zu sein.

Am 11. September langte endlich Lord Selkirk mit d'Orsonne, Graham und dem Dr. . . . an, aber ohne Pferde. Man fing an, an der Ankunft der Sioux zu zweifeln und fürchtete, der Bote sei ermordet worden.

Bisher war ich entschlossen gewesen, in diesem Herbst meine Rückreise nach Europa anzutreten. Nun aber trafen Ereignisse ein, die mich nöthigten, den Bitten Lord Selkirks nachzugeben und noch ein Jahr lang an dem Rothen Flusse auszuharren. Capitän Mathey welcher die Direktion über die Colonie hätte übernehmen sollen, wurde nämlich nach Montréal citirt, um sich gegenüber den Anklagen der North-West zu verantworten. Die Letztern gaben sich grosse Mühe, die übrigen Offiziere zu entfernen: auch ich hatte ein Schreiben erhalten, mit glänzenden Versprechungen für den Fall ich zu ihnen übertreten wollte. Die Aussicht, noch ein ganzes Jahr in diesem wilden Lande ausharren und schliesslich durch den Ertrag der Jagd und Fischerei für den Unterhalt von 300 Menschen sorgen zu müssen, war keineswegs erfreulich. Doch die zwingende Nothwendigkeit war da und ich entschloss mich zu bleiben.

Am 13. langte endlich der Bote an und verkündigte die sofortige Ankunft der Sioux. Da dieselben als der grausamste, wildeste Indianerstamm Amerikas bekannt sind, waren wir sehr gespannt auf ihren Anblick und bereiteten ihnen einen festlichen Empfang vor. Die englische Flagge wurde aufgezogen und zwei Kanonen aufgefahren.

Die Sioux näherten sich in langer indianischer Linie, einer hinter dem andern. Sie führten vier englische Flaggen und mehrere Friedenscalumets mit sich. Auf einer kleinen Erhöhung blieb der Häuptling

* Nämlich im amerikanisch Pembina.

zu Pferde stehen. Die Indianer zu Fuss ordneten sich rechts und links, die Reiter auf beiden Flanken und hinter ihm. Der Häuptling ein hübsch gewachsener Indianer, mit energischer Physionomie, war in weisses, reich mit Stachelschweinstacheln, Pferde- und Bisonhaaren gesticktes Leder gekleidet; seine Leute theils wie er, in Leder, theils in Decken und Bisonhäute gehüllt, theils beinahe nackt. Die einen waren mit Pfeil und Bogen bewaffnet, andere mit Gewehren. Alle hatten roth, schwarz, weiss, gelb bemalte Gesichter; einige trugen als Kopfschmuck Häute von Enten, Eulen u. s. w. Der Anblick dieser 100 phantastisch aufgeputzten, theatralisch geordneten Wilden war äusserst merkwürdig; nie habe ich wie damals bedauert, nicht malen zu können. Dixon hielt eine Rede, worin er ihnen dankte, dass sie seiner Einladung gefolgt und in das Land ihrer Feinde der Saulteux gekommen seien, um dem grossen Häuptling, Lord Selkirk, auf seiner Reise nach den Quellen des Mississippi das Geleit zu geben. Hierauf wurde das Friedenscalumet geraucht. Graham, der den letzten Winter bei ihnen zugebracht hatte trat vor und reichte einem befreundeten Indianer, dem Bruder eines von den Saulteux ermordeten grossen Häuptlinge die Hand. Derselbe, welcher zum Zeichen der Trauer über und über mit grauer Erde beschmiert war, brach in ein lautes Geheul aus, in das sofort alle Indianer einstimmten. Nachdem viele Salutschüsse abgefeuert worden waren, wurde die Ruhe wieder hergestellt und nun suchten die Sioux die Saulteux auf, welche sich zitternd versteckt hatten, gaben ihnen die Hand und suchten sie durch allerlei Liebkosungen zutraulich zu machen. Es musste nun Rhum ausgetheilt werden; obschon derselbe stark gewässert war, blieb die Wirkung keineswegs aus. Glücklicherweise wurde durch einige Elitekrieger, die als Auszeichnung eine Rabenhaut um den Hals trugen, die Disciplin einigermassen aufrecht erhalten; sonst hätte das Fest ein trauriges Ende nehmen können. Die am ärgsten tobten, wurden geknebelt und in Bisonfelle geschnürt; zudem regnete es Hiebe. Nichtsdestoweniger war der Lärm im Fort furchtbar; 100 mehr oder weniger betrunkene Wilde heulten, tanzten und schimpften sich gegenseitig. Unsere Leute hatten sich mit den Waffen in der Hand in ihre Wohnungen zurückgezogen und erwarteten jeden Augenblick den Anfang eines schrecklichen Gemetzels. Zum Glück geschah nichts derartiges; nach Sonnenuntergang wurde alles ruhig. Einer der Sioux, aus irgend einem Grunde unzufrieden, wollte davonreiten; er Häuptling winkte einem seiner Elitekrieger; dieser sprang herbei u. d zerschmetterte mit seinem Tomahawk dem Pferde die Kinnlade, worauf der Reiter dasselbe mit Pfeilschüssen vollends tödtete.

Am nächsten Morgen wurde eine feierliche Rathsversammlung

abgehalten, der wir stehend beiwohnten, während Sioux und Saulteux im Kreise herumhockten. Der Friede wurde in aller Form geschlossen und die Calumets gingen herum. Es wurden Geschenke ausgetheilt von Gewehren, Munition, Tabak, Tuch u. s. w.; der Häuptling empfing ein scharlachrothes, mit goldenen Tressen verziertes Kleid, eine silberne Medaille und ein weisses Hemd.

Am 16. reiste Lord Selkirk mit seinem ganzen Tross ab; nur Dixon und Hurter speisten noch mit mir zu Mittag. Ich gab ihnen meine beiden letzten Flaschen Wein preis und sie ritten erst Abends ab. Sie mögen die ihrigen in kurzer Zeit eingeholt haben, da ein grosser Theil derselben, wegen Mangel an Pferden, zu Fuss gehen musste.

Sie liessen mich in etwas gedrückter Stimmung zurück. Das Bewusstsein, der übernommenen Verantwortlichkeit und die vielen einsamen Stunden, die meiner warteten, lasteten schwer auf mir. Schliesslich sind jedoch die Wintermonate unter den wiederholten Reisen von Station zu Station und den mannigfaltigsten Beschäftigungen unerwartet schnell verflossen.

Am 23. September war ich im Fort Douglas; am 25. im Fort Daer am Pembinaflusse. Die Gegend ist schön: schmale Gürtel von Eichen- und Eschenwäldern säumen die Flüsse ein; weiterhin erstreckt sich die unabsehbare Ebene und zwölf Stunden entfernt erblickt man einen Berg*, der eine schöne Aussicht verspricht und den zu besuchen ich mir vornehme. Ich lasse das Fort so gut als möglich repariren, indem ich die durchlöcherten Dächer mit Heu und dieses mit Erde bedecken lasse. Da das grosse Haus gegenüber dem Eingang in die Palissade total baufällig ist, suche ich mir ein kleineres aus, dessen Thüre zwar nur fünf Fuss hoch und dessen Fenster mit Pergament versehen sind. Da es alle Nächte gefriert und der Winter vor der Thüre ist, bin ich froh, eine wenn auch mangelhafte Wohnung zu finden und gehe damit um, mir ein Bett zurecht zu machen, nachdem ich bis jetzt die Nächte auf dem Fussboden, zwischen zwei Decken zugebracht habe. Meine Nahrung ist so einfach als möglich. Das Frühstück besteht aus Thee, ohne Zucker und Milch, und Fleisch; das Mittagessen aus Fleischbrühe und Fleisch; das Nachtessen wieder aus Thee und Fleisch. Obschon mir Mehlspeisen und Gemüse ganz fehlen, erhält sich doch meine Gesundheit vorzüglich, was eine Hauptsache ist.

Für meine beiden Dienstjahre erhalte ich 100 L. St. Besoldung. Wenn ich mich gehörig geltend zu machen wüsste, hätte ich mehr

* Ohne Zweifel die Pembina Hills.

fordern können. Ueberdiess macht mir Lord Selkirk Hoffnung auf eine Entschädigung von Seite der Regierung, worauf ich mich jedoch nicht verlasse. Hingegen hat mir derselbe 50 L. St. versprochen für meine Rückreise im nächsten Sommer.

Ich habe schon mehrere Besuche gehabt; Graham, St-Germain, Grignon sind gekommen und wieder abgereist.

Die canadischen Jäger bringen alle Tage eine Menge Fleisch; ich habe schon vier Boote damit beladen und nach La Fourche geschickt. Da die Zugvögel noch nicht angekommen sind, so habe ich noch wenig auf die Jagd gehen können; doch habe ich einmal mit dem trefflichen Gewehr des Hauptmann Mathey, mit einem Doppelschuss zwei Trappen heruntergeholt.

Am 17. Oktober wurden wir auf den Weg nach La Fourche bei grosser Kälte gezwungen, auf freiem Felde, ohne Wasser und ohne Holz zu campiren. Beim Erwachen sahen wir uns von grossen Heerden Bisons umgeben. Am 18. Ankunft in La Fourche. Vier Häuptlinge der Saulteux, Pigoris, Premier, L'homme noir und la Robe noire empfangen Medaillen und jeder ein Fässchen Rhum. Ich kaufe von ihnen eine schöne Stute für zwei Decken und zwei Fässchen Rhum.

23. Oktober. Wir sind bei grosser Kälte wieder im Fort Dær angelangt mit vier Pferden. Das Fort war mit Schnee bedeckt und der Fluss hatte eine Eisdecke. Der Schnee ist uns willkommen, da er uns vor einem Prairiebrande beschutzt. Im Spätherbste, wenn das Gras trocken ist, geschieht es oft, dass durch einen Funken ein Brand entsteht, der sich mit Windeseile fortpflanzt. Die Büffel verlassen natürlich sogleich die ausgebrannte Ebene und da die Jagd unsere einzige Nahrungsquelle ist, so könnte daraus für uns ein grosses Unglück entstehen. Daher löscht man, wenn man Morgens das Bivouak verlässt, die Feuer mit grosser Sorgfalt.

Bei der Fourche sind sämmtliche Erndten zu Grunde gegangen, so dass man nicht einmal Kartoffeln für die Aussaat hat. Das Land ist nicht so fruchthar, als man es vorgab; wenn die Jagd nicht sehr ergibig bleibt, so sehe ich einen schlimmen Winter voraus. Hier allein wird man 200 Menschen zu ernähren haben.

Mac Donald bringt mir die fatale Nachricht, dass zwei Boote, welche den Fluss heraufkommen, um Fleisch zu holen, im Eise stecken geblieben sind. Da die beiden Flüsse hart gefroren sind, schicke ich eine Anzahl Schlitten den Booten zu Hülfe. Das eine trug eine Anzahl Weiber und Kinder, die hier überwintern sollen.

30. Oktober. Zwei canadische Jäger kommen mit zehn mit Fleisch beladenen Karren an. Story verlangt meine Pferde, um das in den im Eis steckenden Canoes befindliche Fleisch abzuholen.

25. November. Grignon bringt die Nachricht, dass drei Saulteux durch eine Bande Sioux getödtet worden sind.

27. November. Der schwarze Mann, Häuptling der Saulteux flüchtet sich hieher mit 15 Mann.

30. November. Die Jäger bringen acht Karren Fleisch; ich habe den ganzen Vorrath nach Fort Douglas geschickt und zwar auf Schlitten, da das Eis vortrefflich ist.

Am 1. Dezember schickte ich drei Schlitten, jeden mit drei Hunden bespannt, nach dem Hechtenfluss. Ich gebe ihnen 100 Pfund gehacktes Stierfleisch für die Hunde jedes Schlittens und 80 Pfund getrocknetes Fleisch für die Leute mit, was für die Reise genügen wird. Ich habe drei der besten Hunde für 66 ½ Piaster, andere für 15 – 60 Piaster gekauft. Man hält hier eben so viel auf schöne und gute Hunde als anderswo auf Pferde.

Am 2. Dezember reiste ich nach Fort Douglas ab in Gesellschaft eines Canadiers. Jeder hatte einen Schlitten mit Hunden. Es ist ein wahres Vergnügen auf diese Weise zu reisen; man sitzt oder liegt auf dem Schlitten wie auf einem Ruhebette, auf dem man sich mit einer Bisonhaut „robe de boeuf" einen Sitz zurecht gemacht hat. Die Hunde rennen fortwährend im Galopp oder schnellen Trab, zuweilen ohne anzuhalten, vom Morgen bis zum Abend.

Wegen starkem Schneefall kehre ich wieder zurück. Graham schickt mir vom Schildkrötenfluss* Waaren, so viel er davon entbehren kann. Man bezahlt hier niemals mit Gold; der Verkehr geschieht durch Tauschhandel.

Herr Mac Pherson macht mir vom Regen-See her einen Besuch, was bei meinem einsamen Leben eine willkommene Abwechslung ist. Des Abends lese ich die Geschichte Englands von Hume. Ueber Tag sind meine Beschäftigungen manigfaltig. Ich gebe rechts und links Befehle, schicke meine Leute an ihre verschiedenen Arbeiten. Herr Grignon langt von dem Schildkrötenfluss her an in einem Schlitten, mit vier Mann, welche beladene Schlitten zogen. Sieben Mann langten vom Regensee an, welche 600 Pfund Tabak bringen sollten, den sie jedoch wegen Mangel an Lebensmitteln unterwegs liegen lassen mussten. Am folgenden Tage lasse ich dieselben holen und schicke den Leuten, welche an der Salzquelle Salz bereiten, 300 Pfund Fleisch. Es wird eine unglaubliche Masse verzehrt. Ich fange an zu befürchten, dass Mangel eintreten werde. Eben kommen wieder zwei Schlitten vom Fort Douglas an, um Fleisch zu holen.

* Ein Zufluss des Regensees.

16. Dezember. Die Leute des Herrn Grignon sind angekommen und bringen gute Nachrichten. Die Bisonherden nähern sich. Männer bringen ein Fässchen Rhum.

Am 25, Weihnachten. Die Herren Mac Pherson und Grignon kommen auf Besuch. Mein kleines Zimmer füllt sich mit Gästen. Den ganzen Tag über langt Fleisch an. Abends kommen die Jäger betrunken. Nichts ist unangenehmer als der Umgang mit canadischen Jägern und Métis (Bois brûlés), welche mich den ganzen Tag quälen.

1. Januar 1818. Ich habe nach Hause, an Lord Selkirk und andere geschrieben. Dies ist der unangenehmste Neujahrstag, den ich erlebt habe. Alles ist betrunken, der Lärm betäubend; zur Abwechslung gibt es Händel, Schläge etc. Es ist ein stetes Abreisen und Ankommen, ein unaufhörliches Treiben.

Am 5. Ich schicke drei Schlitten, um Waaren und Rhum zu holen. Die Magazine sind mit Fleisch gefüllt.

Am 9. Auf schönes Wetter folgt grimmige Kälte und schrecklicher Nordwind. Ein Bison wird neben dem Fort getödtet.

Am 10. Die Kälte ist wo möglich noch stärker als gestern. Viele Leute haben erfrorene Ohren und Nasen. Ich verliess mit Lailand auf einige Minuten das Fort, als wir am jenseitigen Ufer des Flusses einen mächtigen Bisonstier erblickten. Er fiel, von zwei Kugeln in das Herz getroffen.

12. Januar. Diese Nacht ist die ganze Bande des „grossen Schwarzen“ mit Weib und Kind angekommen, behauptend, die Sioux seien in der Nähe, sie hätten ihre Fährte gerochen und den Rauch ihrer Feuer gesehen.

Am 13. Grosser Ball der Wilden in ihrem grössten Schmuck, in meinem Zimmerchen. Statt Rhum gebe ich ihnen etwas Tabak.

Am 14. Reise nach Fort Douglas mit Belair. Ungeachtet der Warnung desselben, glaubte ich gleich ihm hinter meinem Schlitten herlaufen zu können, musste aber den Versuch theuer bezahlen. Ich kam zum umsinken müde in der kleinen Hütte an, wo Salz gekocht wurde. Es wurde Schnee in den Topf geworfen, in dem unser Fleisch kochte, wodurch ein sehr erfrischendes Getränk entstand. Am nächsten Morgen schmerzten mich meine Beine so sehr, dass ich den ganzen Tag auf meinem Schlitten liegen blieb. Glücklicherweise war ich auf canadische Weise folgenderweise bekleidet: drei Westen von Flanell und Tuch; ein Paletot von Tuch und ein zweites aus Leder mit Marder gefüttert; eine Kappe von Fischotter, Unterhosen von Flanell, Hosen von Leder und sogenannte Mitasses von Deckenstoff, Strümpfe aus Wolle, id. von Wollenstoff und darüber Stiefel aus Hirschfell, durch die Indianerinnen mit Stachelschweinstacheln gestickt;

Handschuhe aus Leder, darüber andere aus Biberfell. In dem Gürtel führte ich ein grosses Messer. Dank unsern trefflichen Hunden, welche den ganzen Tag, ohne auszuruhen, gelaufen sind, kamen wir zu guter Stunde im Fort Douglas an. Es ist unglaublich, was diese Thiere leisten können.

19. Januar. Ich verliess das Fort, übernachtete in der Saline und bin nun wieder zu Hause (*Pembina*).

Am 24. musste ich das Amt eines Geistlichen übernehmen und ein junges Paar copuliren. Zwei Métis wollten sich heirathen, aber die Mutter der Braut, die alte „la Grue", machte tausend Schwierigkeiten. Ich fragte Blanche, ob sie Mac Kay zum Ehemann haben wolle. Als sie dieses bejahte, legte ich ihre Hand in diejenige Mac Kays, indem ich die Worte aussprach: „Das ist dein Mann und das ist deine Frau." Ich gab ihnen darauf einen von mir und Lailand unterschriebenen Zeddel, worin ich erklärte, dass sie als gesetzliches Ehepaar zu betrachten seien, solange sie sich gegenseitig treu und anständig betragen würden.

29. Januar. Die Leute vom Regensee bringen weniger Waaren, als ich gewünscht hätte. Vermittelst einer gehörigen Quantität Rhum könnte ich die Kolonie auf zwei bis drei Jahre mit Lebensmitteln versehen. Die Weissen betrügen die Indianer, indem sie den Rhum mit der vierfachen Quantität Wasser vermischen.

Am 30. Ich schickte Belair mit $1^1/_2$ Baril verdünnten Rhum (3 Gallons ächten Rhum) und erhielt dafür 1200 Pfd. getrocknetes und gehacktes Fleisch um den Preis von $7^1/_2$ Plus. Auch kaufte ich von den gleichen Indianern zwei gute junge Pferde um $^1/_2$ Baril verdünnten Rhum und eine Decke.

Am 31. Beautineau kam mit der Nachricht, er habe 130 Bison-Kühe „en échafaud". Im Winter hängt nämlich das (ungesalzene) Fleisch auf Gerüste, wo es trocknet und gefriert und vor den wilden Thieren gesichert ist.

Am 2. Februar machte ich mich mit Lailand mit 20 Schlitten auf den Weg, um dasselbe zu holen. Da mein mit einer Bisonhaut versehener Schlitten mit drei guten Hunden bespannt war, so wäre die Reise eine sehr angenehme gewesen, wenn es nicht so heftig geschneit und gestürmt hätte. Schon eine Stunde vom Fort erschienen einige Bisons und drei bis vier Stunden weiterhin war die Prairie schwarz davon. Man musste bisweilen den ersten Schlitten anhalten, um die Bestien, eine nach der andern, im Galop vorbeidefiliren zu lassen. Wenn einmal die ersten Thiere einer Heerde irgend eine Stelle passirt haben, so

* Nämlich im Fort dieses Namens.

lassen sich die Uebrigen durch kein Hinderniss abhalten, ihren Fussstapfen zu folgen. Die lange Reihe Schlitten, jeder mit drei Hunden bespannt, deren Geschirr reich mit Bändern und Glöckchen verziert war, bot auf der unabsehbaren Ebene, zwischen den zahllosen Bisonheerden, einen hübschen Anblick dar.

Abends langten wir bei Beautineau auf der „Ile des Trembes", einem kleinen Gehölz mitten in der Prairie, an. Ausser einem Schafaud von 80 Kühen und einem andern von 50 waren noch mehrere, im Ganzen prächtiges Fleisch von 300 Bisonkühen vorhanden, welches ich in das Fort schaffen muss, was keine kleine Aufgabe ist. Beautineau lebt mit seiner Frau, einer Indianerin, und seinen elf Kindern in einem kleinen Hause; Moustouche hingegen, der andere canadische Jäger, in einem Lederzelte. Wir hatten ein kleines Fässchen Rhum und eine Geige. Es wurde also, da sechs Tänzerinnen vorhanden waren, die halbe Nacht durchgetanzt. Nach dem Nachtessen wollte ich mit Lailand schlafen; aber der schlechte Geruch und die grosse Hitze machten es unmöglich. Am nächsten Morgen zwang uns ein heftiger Wind zum dableiben; Abends wurde wieder getanzt.

4. Februar. Glückliche Rückkehr mit beladenen Schlitten und mitten durch neue Bisonheerden. Absendung von Schlitten zum Abholen von Fleisch.

Am 6., 7., 8. Schneefall und furchtbarer Sturm; es war das schlimmste Wetter, das ich je erlebt habe. Niemand wagt sich ins Freie.

Am 12. Abfahrt mit sechs Schlitten, um die „gens libres", die Jäger zu besuchen. Vier Stunden vom Fort war wieder alles mit Bisonheerden bedeckt. Ich kann mich nicht genug verwundern über die unendliche Menge dieser Thiere. Einer der Jäger hatte ein Kalb gefangen, das er mir abtrat und das wir gefesselt auf einen Schlitten legten. Kurz nachher packte der Hund Cäsar ein zweites Kalb, das wir ebenfalls nach Hause brachten. Ich liess den Thieren einen kleinen Verschlag neben meiner Hütte zurichten, wo ich sie durch eine kleine Oeffnung im Fenster beobachten konnte. Es war nur zu befürchten, dass sie die Wand durchbrechen und mir in meinem Zimmer einen Besuch machen könnten.

Am nächsten Tag ging ich auf die Kälberjagd. Ich schlich mich kriechend an eine Heerde und nach mehreren Fehlschüssen erlegte ich eine säugende Kuh. Ich liess dieselbe melken und fand die Milch ebenso wohlschmeckend, nur fetter, als diejenige unserer Kühe. Ich nahm den kleinen Buckel und die Zunge, liess das übrige Fleisch liegen, eine Beute der Wölfe. Ein merkwürdiges Gefühl befiel mich, als ich mich zu Fuss nun allein in der Mitte dieser mächtigen Thiere

sah, welche kaum den Kopf schüttelten, wenn sie die Kugel in einen andern Körpertheil als in das Herz getroffen hatte. Nach ein paar Tagen war ich im Besitz von fünf Kälbern, welche sich gehörig füttern liessen und zutraulich waren, aber dennoch in kurzer Zeit alle starben.

Am 26. Februar trat Thauwetter ein, welches mehrere Tage anhielt, was so früh in der Jahreszeit ausserordentlich selten ist. Dasselbe droht, uns grossen Schaden zuzufügen, indem bei längerer Dauer der grösste Theil unseres Fleisches zu Grunde gehen würde. Ich legte daher in dem grossen Gebäude, das sich in der Mitte des Forts befindet, einen Eisbehälter an, worin 40 Kühe aufbewahrt wurden. Zunächst wird eine Lage Eis gelegt, dann eine Lage Fleisch, dann wieder Eis u. s. w., und schliesslich alles mit Heu verkleidet.

18. März. Nach einigen kalten Tagen trat Südwind, Regen und Schneeschmelzen ein, was eine Reise, die ich nach La Fourche machte, bedeutend erschwerte. Besuche von Mac Donald, Story und Henry, mit denen ich einige Flaschen Wein leerte, der uns aber alle krank machte.

25. März. Rückreise nach Pembina. Da noch etwas Schnee auf der Prairie lag, so konnte ich den Schlitten benutzen.

Am 29. Meine Pferde sind endlich angekommen.

10. April. Der Fluss ist frei von Eis, so dass die beiden, im Herbst eingefrorenen Boote endlich ankommen, und wieder beladen mit frischem, gehacktem und in Fett aufbewahrtem Fleisch, zurückgeschickt werden konnten. Da kein Besuch mehr da war, so musste ich einen delikaten Schwan, der mir aufgetischt wurde, allein verzehren.

Am 19. April reiste ich mit Pad Quin zu Pferde ab, um die Leute, welche Zucker bereiteten, zu besuchen. Der Ahornzucker wird auf eine sehr einfache Weise gemacht, indem man die Bäume ritzt, ein Holzstückchen hineinsteckt und den Saft in einer kleinen Rindenschale auffasst. Oft sind 100 bis 600 Bäume auf diese Weise angebohrt; alle Morgen wird das Wasser gesammelt und zu einem Syrup eingekocht.

20. April. Bei meiner Ankunft in La Fourche traf ich Larimier, der zwei Priester, Provinçal und Dumoulin, und einen jungen Canadier, Huis, mitgebracht hat. Ich wäre gerne mit Larimier nach Montréal abgereist; allein er konnte nicht warten. An meine Verwandten schreibe ich nicht, weil ich hoffe sie bald wiederzusehen. Man möchte mich überreden, ein Jahr länger hier zu bleiben; allein ich denke nicht daran. Ich habe Lord Selkirk im letzten Jahre deutlich gesagt, dass ich fest entschlossen sei, in diesem Sommer abzureisen. Er weiss durch meine Briefe, dass nach meinem Dafürhalten die Sachen hier nicht so stehen, wie es wünschbar wäre, und dass

meine Lage keineswegs eine angenehme ist. Ich sehne mich danach, meine Verwandten und mein Vaterland wiederzusehen und mag nicht meine besten Jahre aufopfern, um einige hundert L. St. zu verdienen, die ich leicht missen kann.

31. April. Ich wollte schon gestern nach der Pembina abreisen; allein die Pferde hatten sich verlaufen; dieselben wurden erst heute durch die Indianer zurückgebracht. — Der Frühling lässt auf sich warten; die Nächte sind noch immer kalt; noch zeigt sich keine Spur von Vegetation. Die Prairien stehen im Feuer. Es ist gefährlich, sich alsdann auf der Reise zu befinden; mit einem guten Pferd gelingt es zu entfliehen, wenn man die Richtung des Windes einschlägt, oder aber man zündet das Gras an der Stelle, wo man sich befindet, schnell an; es entsteht dadurch ein ausgebrannter Platz, wo der Prairiebrand stationär bleibt. Es wird fortwährend viel Fleisch gebracht, und alle Tage werden 6 bis 12 Störe von 50 bis 60 Pfd. gefangen. Es hat seit zwei Monaten nicht geregnet und die Erde ist ausserordentlich trocken. Ich habe angefangen, hinter dem Fort ein Feld zu pflügen; aber die Arbeit will nicht vorwärts gehen; die Pferde sind aus Mangel an Heu mager und wollen nicht nebeneinander ziehen, sondern müssen eins vor dem andern angespannt werden. Ich säe meinen Garten von neuem an und bedecke die Beete mit Mist.

Auf einer der vielen Reisen zwischen den drei Stationen hatte ich das Unglück, mich auf der Prairie zu verirren. Da es fortwährend regnete und die Magnetnadel vergessen worden war, konnte ich mich nicht orientiren. Zweimal musste im Regen bivouakirt werden, weil die Pferde äusserst müde waren. Endlich heiterte sich das Wetter auf; ein kleines Flüsschen zeigte uns die Richtung. Wir langten halbverhungert im Fort an.

9. Juni. Prächtiges Wetter, aber furchtbar heiss. Ein heftiges Gewitter kühlt die Temperatur etwas ab; aber bald ist die Hitze ebenso drückend wie vorher. Die Musquiten quälen uns furchtbar bis zum Tagesanbruch, wo es möglich ist, einige Stunden zu schlafen.

16. Juli. Ich habe ein Packet Briefe erhalten von Papa, Karl (Rathsherr) und Franz (allié Benoit), datirt vom März und April. Franz klagt sehr über das müssige Leben, dem sich unsere jungen Leute in Bern hingeben. Diese Nachricht macht mich stutzig. Ich werde nun bald in den Fall kommen, mich selbst davon zu überzeugen.

Ich schloss mich am 6. Juli einer Anzahl Jäger (gens libres) an, welche auszogen, „pour faire de la viande sèche", d. h. auf die Bisonjagd. Ich wollte zugleich auf den Berg gelangen, dessen Besuch längst mein Augenmerk war. Wir waren 15 Reiter mit 15 zweirädrigen

Karren und einer Anzahl Pferde, welche nachgeführt wurden, um die von der Jagd ermüdeten Thiere zu ersetzen. Die Weiber und Kinder mitgerechnet, welche uns begleiteten, zählten wir über 100 Menschen. Der Morgen war schön, aber schon um 9 Uhr fing die Hitze an. Wir hatten eine lange „traverse" (Uebergang über die kahle Prairie) zu machen ohne einen Tropfen Wasser zu finden. Einige Hunde starben vor Durst: ohne einen kleinen Sumpf, der sich schliesslich fand, wären sie alle verendet. Ich ritt ein graues Pferd und ein zweites, an diese Jagd gewöhntes, wurde mir nachgeführt. Um 11 Uhr sahen wir eine Kuh mit ihrem Kalb und bald nachher eine zweite, ebenfalls mit einem Kalbe, welche in Zeit von einer Viertelstunde getödtet wurden. Um Mittag lagerten wir bei grosser Hitze und sehr ermüdet bei der schon erwähnten Ile des Trembles. Die Landschaft war reizend: eine Stunde jenseits erblickte man den Berg, welcher das Ziel meiner Reise war. Derselbe verdient kaum diesen Namen, gewährt jedoch die Uebersicht über eine grosse Strecke Landes. Abends 8 Uhr holten uns die Leute ein, welche wegen Ermüdung zurückgeblieben waren. Die Pferde fanden hier treffliche Weide und Schatten gegen die Sonnenstrahlen.

Die Sioux und die Mandalen dehnen bisweilen ihre Streifzüge bis in diese Gegend aus, indem sie auf kriegerische Abenteuer ausgehen. Wir sind indessen so zahlreich, dass wir nichts von ihnen zu fürchten haben.

Morgens brachen wir frühe auf, überschritten den Berg, die Flüsschen des Sémeillers und Lacôte und lagerten bei dem Flusse „des kleinen Häuschens", so benannt von einer Hütte, welche die Jäger hier gebaut hatten. Der Sémeillier ist ein Busch, welcher essbare Beeren trägt. Im Sommer sind die Flüsse, welche im Frühling angeschwollenen Bergströmen gleichen, kleine Bächlein, deren Ufer mit Wald bewachsen sind, was der Gegend einen grossen Reiz verleiht. Jenseits des letzteren Flüsschens dehnt sich eine grosse Prairiefläche aus, welche mit Bisonheerden bedeckt war. Man naht sich denselben langsam und erst wenn sie scheu werden und ausreissen, verfolgt man sie in vollem Galop. Jeder Jäger sucht sich ein Thier aus, dem er beizukommen sucht, um aus nächster Nähe seinen Schuss abzugeben. Auch ich verfolgte einen mächtigen Stier, den ich erlegte, nachdem mir das Gewehr versagt hatte. Diese Jagden wiederholten sich jeden Tag mehrere Male: kaum hatte man ein bischen ausgeruht, so stieg man wieder zu Pferde und verfolgte eine neue Heerde. Die Karren langten mit Fleisch beladen an, welches die Weiber sofort in Empfang nahmen, zubereiteten und zerhackten. Nicht ein Viertheil des vorhandenen Fleisches wurde benutzt; so

lange Ueberfluss herrscht, wird man wählerisch und nimmt nur die Zunge und den kleinen Buckel; den Rest überlässt man den Wölfen, welche selbst bei Tage in zahlreichen Truppen den Jägern folgen. Im Sommer ist die Jagd nicht ohne Gefahr, indem sich die alten Bullen alsdann bisweilen zur Wehre setzen.

Beautineau, welcher das beste Pferd besitzt, lief Gefahr von einem wüthenden Bullen getödtet zu werden. Zum Glück traf der Hornstoss nicht ihn, sondern das Pferd, dem ein Stück Fleisch herausgerissen wurde. Bisweilen überrascht man die Bisons, während sie trinken und baden; man erlegt sie dann ohne Mühe. Wir lagerten am Fusse einer Anhöhe, welche mit einer Hochebene zusammenhängt und theilweise bewaldet ist. Diese Hochebene dehnt sich hunderte von Meilen, bis an die Quellen des Missouri, aus. In manchen Jahren verlassen die Bisons dieselbe nicht, was die Jäger zwingt, ihre Nahrung in weit entfernten Gegenden zu holen, wo sie den Ueberfällen der streifenden Sioux ausgesetzt sind. Ich brachte halbe Tage da oben zu, wo man eine angenehme Temperatur genoss und der Musquitoplage nicht ausgesetzt war. Unter fortwährendem Jagen wurde dieses Nomadenleben fortgesetzt. Unausgesetzt wurden Massen Fleisches gebraten; jeder schnitt sich ein beliebiges Stück ab und genoss dasselbe, ohne eine Gabel zu gebrauchen. Schmerzlich vermisste ich trinkbares Wasser; die Flüsschen waren durch die sich darin wälzenden Bisons so verpestet, dass man nicht ohne Eckel trinken konnte.

Am 13. lagerten wir uns zwei Stunden weiter entfernt am Karrenflusse, wo die Gegend weniger schön ist, aber Ueberfluss an essbaren Beeren herrschte. Der diese Früchte tragende Busch, Semeillé genannt, gleicht unserm Weissdorn; der Saft der Beere, mit dem Fleische vermischt, gibt diesem einen angenehmen Geschmack. Wir wurden hier von einem heftigen Gewitter überrascht, vor dem ich mich in mein Zelt flüchtete, das mir Honwiller auf einem Karren nachgeführt hatte; die Weiber und Kinder hingegen liessen sich durch den heftigen Regen in ihrer Beerenernte nicht im geringsten stören; sie sammelten ganze Säcke oder vielmehr Decken voll davon. Auch hier sahen wir in jeder Richtung der Prairie Heerden von Bisons und die Jagd war nicht weniger ergiebig als früher. Die Karawane kehrte mit schwer beladenen Wagen zurück. Unterwegs fingen die Kinder ein Kalb, das noch zu jung war, um als Speise zu dienen, und das man daher wieder laufen liess. Die Bisonkühe werfen nur alle zwei Jahre einmal.

Da das Wetter wieder schön geworden war, ritt ich voraus und traf am 16. Juli wieder in Pembina ein. Dort erfuhr ich, dass meine Gärten und sämmtliche Felder durch ganze Wolken von Heuschrecken total vernichtet worden seien. In weniger als einem Tage war jede

Spur der Anpflanzungen verschwunden. Ausser Salat und Kohl hatte ich auch Melonen und Gurken gesäet und nun sind alle meine Hoffnungen auf Abwechslung mit der Fleischkost zu Nichte geworden. Dieses Ereigniss ist um so entmuthigender, als man erwarten muss, alle Jahre mit dieser Landplage heimgesucht zu werden.

Bis Anfangs August reiste ich zweimal nach La Fourche und wieder zurück. Am 2. August war ich in La Fourche, von wo alle auf ein Jahr engagirten Leute, ausgenommen mein Bedienter Friedrich, abgereist waren, um über die Hudsonsbai nach Europa zurückzukehren. Auch Graham geht mit fünf Mann und zwei Karren nach dem Lande der Sioux, wo er sich für den Winter ein Fort bauen will.

Ich gab meine Adresse an Graham, der viele Jahre auf Reisen in den Vereinigten Staaten zugebracht hatte. Er verwunderte sich erst dann zu vernehmen, dass ich aus Bern gebürtig sei und sprach mir von einem alten Herrn Rudolf Tillier, der in Bern Rathsherr gewesen und vor vielen Jahren nach Amerika eingewandert sei. Er habe eine englische Wittwe geheirathet, und da er kinderlos geblieben sei, habe er sein beträchtliches Vermögen den Verwandten seiner verstorbenen Frau hinterlassen. Er sei im Jahre 1810 in St. Louis gestorben. Herr Rhinwille macht mir einige Pfeifen und Tabaksbeutel aus Fischotter, die er aus dem Siouxlande gebracht hatte, zum Geschenk, welche ich nach der Schweiz mitnehmen werde.

20. August. Ich langweilte mich furchtbar. Alle Tage erwartet man die Canoes von Montréal und jedesmal wird man getäuscht. Ich weiss nicht, was ich anfangen soll; ich fürchte, die Canoes werden allzuspät anlangen, um noch in diesem Herbst nach Montréal abreisen zu können. Die Stürme sind dann allzu häufig und die Schifffahrt wird langsam und gefährlich.

Am 26. Ich hatte eben die Leute von meinem Regimente besucht, die, zum Hierbleiben entschlossen, fleissig gearbeitet hatten und nun ihr Korn schnitten, als Einer davon ausrief: „Da sind sie“. Es waren im Ganzen acht Canoes mit 74 neuen Colonisten. — Auch Capitain Mathey war angekommen, der nun die Direktion übernehmen sollte. — Ich war glücklich wie ein König, und alle Versuche, mich zum Dableiben zu bewegen, waren vergeblich. Es zog mich mit Macht nach Hause.

Am 30. Endlich konnten wir abreisen mit der Hoffnung, schnell vorwärts zu kommen. Ich hatte drei Canoes, von denen das Meinige vortrefflich war und neun Mann per Canoe. Ich war im Fort zurückgeblieben und holte sie, begleitet von Witschi, zu Pferde bei den Rapides ein. Den Tag darauf verliessen wir den Rothen Fluss, um

das südliche Ende des Sees* zu überschiffen. Während wir unter Segel waren, hätte uns ein plötzlicher Windstoss beinahe ins Verderben gebracht. Den Fluss** hinauf musste eine grosse Anzahl Portages überstiegen werden. Ich wunderte mich jedesmal über die Ausdauer unserer irokesischen Schiffleute. Die Canoes dürfen ihrer Gebrechlichkeit wegen niemals ans Land stossen, sondern die Waaren müssen durch das Wasser an das Land getragen werden. Sodann ergreift jeder Mann seinen Gepäckantheil: zwei Mann tragen das leere Canoe und nun geht es im Trabe durch die abscheulichsten Wege bis oberhalb der Stromschnelle, wo mit der gleichen Eile das Canoe wieder ins Wasser gesetzt und die Waaren an Bord gebracht werden. Auf den beiden Seen des Bois und de la Pluie wurden wir durch conträren Wind Tage lang zurückgehalten, kamen aber bei gutem Wind auch sehr schnell vorwärts.

Am 20. September gelangten wir an den Hundefluss***, auf dessen äusserst gefährlichen Stromschnellen wir abwärts fuhren. Vielmals wurden die Canoes beschädigt: es musste ihnen, wie ein Tuchlappen auf zerrissene Hosen, ein Stück Rinde aufgenäht und dann verpicht werden. Geht ein Canoe in der Mitte entzwei, so gibt man es verloren. Längs des Flussufers liegen überall verunglückte Canohälften herum. Einige unserer Leute retteten mit knapper Noth ihr Leben.

Am 22. September landeten wir bei der Pointe Meuron, fünf Stunden vom Obern See. Es ist dieses ein durch Lord Selkirk gegründeter Posten†. In sechs Tagen wurde der Obere See glücklich überschifft††, wobei wir Gelegenheit hatten, von den N. W. Fischern einen Vorrath trefflich gesalzener Forellen zu kaufen.

Am 2. Oktober langten wir bei dem in der Hinreise erwähnten Saut de Ste-Marie an. Hier musste ich einen Abstecher nach den Drummond-Inseln††† machen, um Lebensmittel zu kaufen. Meine Irokesen waren erfreut, statt der wenig schmackhaften folle avoine, Bohnen, Erbsen und Speck zu erhalten. Ungeachtet ich keine Vorliebe für jene Pflanze habe, so nahm ich doch Samen davon nach der Schweiz, um dort Versuche damit anzustellen. Die folle avoine wächst wie

---

* Winnipeg.

** Winnipeg.

*** Dog-River zwischen dem lac des mille Lacs und dem Dog-Lake nördlich von Fort William.

† Den man auf der Karte nicht findet.

†† Nicht überschifft; sondern die Fahrt ging längs des Nordufers des Sees.

††† Häufiger Manitoulin genannt, trennen den Huronsee vom North Channel.

der Reis nur im Wasser*. Mit günstigem Winde fahren wir am Flusse „Serpent", welcher die Mitte des Huron Sees anzeigt, vorüber, und am 10. Oktober in die „rivière des français", welche wir hinauffahren und nicht ohne Schwierigkeit den richtigen Weg fanden.

Am 12. durchschifften wir den See Nipissing und gelangten in die rivière des Vases**, auf der es viele Portages zu überwinden gab. Die Ufer aller dieser Flüsse sind reichlich mit Kreuzen besetzt, die den hier verunglückten gesetzt wurden. Wenn wir nicht so oft den andern Canoes warten und sowohl dieselben als auch das unsrige repariren müssten, würde die Reise schneller von statten gehen.

Am 14. Oktober gelangten wir endlich in den grossen Fluss, den Ottava, wo ich mich der Ceremonie der Taufe unterziehen musste, da ich diesen Fluss noch niemals befahren hatte; zugleich wurden alle Canoes neu verpicht. Auch dieser Fluss hat zahlreiche, theils sehr gefährliche Stromschnellen; eine derselben hätte uns beinahe das Leben gekostet.

Die letzte, le grand saut, ist fünf Stunden lang und wird mit besondern dort stationirten Steuerleuten befahren. Mit herzlicher Freude begrüsste ich wieder hübsche amerikanische Landhäuser und Gärten.

Am 21. campirten wir bei heftigem Regen am Ufer des See's der drei Berge, wo ich schon früher gewesen war.

Nach einer fünfzig Tage langen, beschwerlichen und gefährlichen Reise gelangte ich endlich nach dem lange ersehnten Montréal, wo ich gleich nach meiner Ankunft Lord Selkirk einen Besuch machte. In den Verhältnissen meiner zahlreichen Freunde hatte sich während meiner 2½jährigen Abwesenheit manches geändert. Die gesellschaftlichen Beziehungen der canadischen Familien, bei denen wir eingeführt waren, haben sich gelöst und sie sehen sich unter einander selten mehr. In der Familie Bouteiller, wo ich wie ein Kind vom Hause aufgenommen war, ist die Mutter gestorben, und die Töchter verliessen selten das Haus. Die arme Claire weinte, als ich Abschied von ihr nahm; auch ich hatte Thränen in den Augen, gewiss das erste Mal seit ich das väterliche Haus verlassen habe; doch war ich keineswegs in sie verliebt. Ich speiste zum letzten Mal bei den Dechambaud, denen ich ebenfalls viel zu verdanken habe. D'Odet, den ich besuchte, lebte glücklich mit seiner Frau und zwei hübschen Töchterchen. Nirgends hat es mir so wohl gefallen als in Montréal; ich werde stets mit Wehmuth und mit einer Art von Heimweh daran zurückdenken.

* Und zwar nur in wenigen Seen, namentlich im Winnipeg. Der wissenschaftliche Name der folle avoine ist *Zizania aquatica*.

** Richtiger Mattawa.

Am 29. verliess ich Montréal und betrat zum letzten Mal ein Canoe, dieses Mal ein hölzernes, um über den St. Lorenz Strom zu fahren. Dann reiste ich zu Wagen über den Schauplatz des beschriebenen Gefechtes mit den Amerikanern*. Es ist möglich, dass der englische General damals seinen Instruktionen gemäss handelte, als er sich zurückzog. Er durfte seine kleine Armee nicht auf das Spiel setzen, um unfruchtbare Eroberungen zu unternehmen. Auf dem Champlain-See fuhr ein Dampfschiff, damals eine neue Erfindung. Der Rest der Reise geschah per Postkutsche auf abscheulichen Wegen.

Am 4. November langte ich in New York an, am 1. Dezember im Liverpool und den Tag vor Neujahr 1819 in der Vaterstadt an**.

Anhang.

Zur Vervollständigung der vorstehenden Erzählung folgt noch ein Bericht des Lieut. Fauche, eines der Gefährten Graffenrieds. Derselbe hat den Zweck die Leiter der Expedition nach Fort William gegenüber den von der North-West Company erhobenen Vorwürfen zu rechtfertigen, der Schiffbruch nach dem Obern See, von welchem auf Seite 98 die Rede ist, sei der Fahrlässigkeit des Lieut. Fauche zuzuschreiben, ferner, die Offiziere und Soldaten des Regiments Meuron, welche die Exepeditton mitgemacht, seien geringes Gesindel gewesen.

Account of the Transactions at Fort William on Lake Superior, in August 1816, by Mr. Fauche, late Lieutenant of the Regiment de Meuron, who accompanied the Earl of Selkirk to settle at the Red River Colony in North Amerika.

In the month of May 1816, orders arrived in Canada for the reduction of the Regiment de Meuron, in which I was a Lieutenant. — His Excellency the Administrator — in — chief, on communicating the same to the colonel of the

* Am lac Champlain.

** Skizze der Reise Gs., im Dienste von Lord Selkirk, die zahlreichen Abstecher nicht inbegriffen: Montréal — den Lorenzstrom hinauf nach Kingston — durch den Ontario nach Toronto — lake Simcoe — Nottawassagabai — durch die Georgianbai nach der Mündung des French River — über Flüsse und Seen nach dem Saut Ste-Marie — durch den Oberen See nach Fort William — lac des Mille lacs — lac Lacroix — lac de la Pluie — durch den Rainy River nach dem lac des Bois — durch den Fluss Winnipeg nach der Mündung des Rothen Flusses — über den See Winnipeg nach Norwayhouse — Oxfordhouse am Hillriver — zurück nach dem Rothen Fluss — Fort Douglas — Fort Pembina — Quellen des Mississippi — zurück nach Fort Pembina — See Winnipeg — über den Fluss Winnipeg nach dem lac des Bois und dem lac de la Pluie — Dog Lake — Saut Ste-Marie — North Channel — French River — See Nipissing — durch den Ottawa nach Montréal.

regiment, acquainted him with the advantages held out by his Majesty's government to the officers and men who would wish to remain and settle in that country. The Earl of Selkirk was then at Montreal; and as his Lordship wished to obtain a number of efficient settlers for his colony at the Red River, he agreed with several of the officers and privates to accompany him, for the purpose of settling there. His Lordship was very particular in his choice of the men, as none but those of the best character, and who knew some of the requisite and useful trades for the settlement would be accepted. Engagements accordingly were entered into between them and the Earl of Selkirk, who agreed to give the officers and men a portion of land. In addition to this, the men were to receive agricultural implements, and to be paid at the rate of eight dollars per month for working the boats to their destination. His Lordship further agreed that if the men on their arrival at the settlement, should not wish to remain there, they should be sent back at his Lordship's expense to Montreal, or to Europe, by the ships from Hudson's Bay.

On the 4th of June, 1816, three officers, myself being the fourth, and about eighty men, left Montreal and proceeded to Kingston in Upper Canada. The Watteville Regiment had been stationed at the later place, and was under orders to be disbanded. Twenty of that corps were engaged by Captain Matthey, in the name and on behalf of the Earl of Selkirk, upon the same conditions with those of the Regiment de Meuron.

After having made the necessary arrangements for our voyage at Kingston we proceeded along Lake Ontario to York, and from thence to Lake Simcoe and Lake Huron, where we were joined by the Earl of Selkirk, who had remained several days after us at Montreal. We proceeded with his Lordship towards the Sault St. Mary's — about thirty miles from which is situated Drummond's Island, to which place his Lordship went; we continuing our route to the Sault, where we remained a few miles above the Rapid. A guard of one sergeant and seven men had been granted for his Lordship's protection by the governor of Canada; and it was from Drummond's Island that they were to accompany him, it being the last garrison of the British dominions in that quarter. Lord Selkirk joined us at the Sault St. Mary's, and we had hardly left that place, when we perceived two canoes, in one of which was Mr Miles Macdonell, who brought the dismal intelligence of the complete destruction of the colony.

After this information Lord Selkirk did not proceed to the Fond du Lac, as was first intended, but went to Fort William for the purpose of obtaining intelligence as to the affair at the Red River. His Lordship applied to Mr. Askin and Mr. Ermatinger, two magistrates, to accompany him; but the private affairs of these two gentlemen prevented them.

We arrived at Fort William on the 12th of August and pitched our tents on the opposite side of the River about half a mile from the Fort. On the same day the Earl of Selkirk sent Captain d'Orsonnens with a letter to Mr. M. Gillivray (the principal Agent of the North West Company at Fort William) requesting him to release several people who had been present at the affair of the Red River, from their confinement; but Mr. Gillivray did not admit that they had been arrested, and they came to us immediately afterwards.

The Earl of Selkirk was engaged the rest of the day in taking evidence from these people, and he issued a warrant on the 13th against Mr. Gillivray, who immediately came over to his Lordship's tent with two other partners, one, Kenneth M'Kenzie, the other, Mr. Laughlin, whom he brought as bail; but, charges being also preferred against those two gentlemen, they were likewise made

with every thing, which I thought necessary for our voyage. We proceeded along Lake Superior, and, about a week after our departure, we had the misfortune to lose one of our canoes. As this had been imputed to my insisting upon, and forcing the embarkation of the party that day, I trust that the following account will be sufficient to justify my proceedings.

In the morning of the 26th of August, we proceeded, with a light breeze and stopped, as usual, to take our dinner at one o'clock, at an island about 15 miles from the Sault St. Mary, where we expected to arrive the same evening. During our dinner the wind increased, but, being at the lee side of the island, we did not feel its violence. Mr. Mc. Gillivray, who had upwards of twenty years experience, in this navigation, and whom I invariably consulted during our voyage, was upon this occasion especially questioned by me, and on asking whether he thought dangerous to proceed, he replied that there would not be the least danger, if the guides of the canoes did their duty. Upon this we left the island, and soon felt the violence of the wind, which increased every moment. It was too late to put back, and the wind being west, and consequently fair, we proceeded under close reefed sails and steered for the first point of land. But, having taken in a good deal of water, we thought of steering towards a small island which lay on our left, in order to save ourselves if possible. On arriving near this island, one of our canoes upset on the shoals; and unfortunately, notwithstanding all the efforts made by the two canoes, nine people were lost out of twenty-one, among whom was Mr. Kenneth Mackenzie, one sergeant and one man of our late Regiment de Meuron, and six more, Indians in the service of the North-West-Company. We succeeded in landing at that island and, after having lightened our canoes by taking out the baggage, we went out again, to save, if possible, some more of our unfortunate people. We soon reached the place where the canoe was wrecked, but could not find anybody. The canoe was dashed to pieces; but we succeeded in saving a few trunks which were afloat. Some time after the accident, we went in search of the bodies, and found, near the island, that of Mr. K. Mackenzie. Every possible measure was taken to restore him to life, but without success. We also found the bodies of the sergeant and several Indians, and arrived shortly at the Sault St. Mary's, where Mr. Mackenzie was buried.

After the foregoing statement, will it be believed that I was the principal cause of the unfortunate accident? Is it probable that I would have exposed myself to so great danger, if I had in the least anticipated it? Or could I have had any reason for exposing Captain de Lorimier, a friend, who was the only person whom I could trust in that disagreable voyage? He was in the canoe that upset, and fortunately escaped the fury of the waves. It is unnecessary however further to defend myself, as I have sufficient witnesses to testify that I consulted Mr. Mc. Gillivray and followed his advice.

After we had buried the body of Mr. Kenneth Mackenzie, we left the Sault St. Mary's accompanied by Mr. Rochblave, a partner of the North-West-Company, who by taking his own canoe, enabled us to proceed with the people who had been saved. On the 3th of September we arrived at York, the capital of Upper Canada. On inquiring after the Attorney-General, I was informed that he had gone on his circuit to Kingston, and that I would find him there, or at Brockville. I was advised by the magistrates of York, and by several other persons, to proceed to these places; in consequence of which we left York on the following day, and at Kingston we were informed that the Attorney-General was at Brockville. We soon arrived at that place, where I hoped to be unburdened

prisoners. After his Lordship had been engaged some time with Mr. Gillivray, he determined on arresting the other partners who were still in the Fort, and accordingly sent over the constable with warrants accompanied by about twenty-five men, with Captain d'Orsonnens, Mr. Allen, Mr. Becher, and myself. We were distributed in two boats, and arrived shortly at the Fort, where the constable landed, being accompanied by all the gentlemen. The men remained in the boats; but as some resistance was apprehended, they were ready to support the constables in the execution of their duty, if required. Between two and three hundred Indians and Canadians, in the North-West-Company's service were standing out side of the gate. The partners who were to be arrested stood in the gate of the Fort; and the constables being informed of their names, proceeded in executing the warrants — when one of the partners, John Mac Donald, declared that he would not submit to the warrant, or allow anybody to enter the fort, until Mr. Mc. Gillivray was liberated. At the same time the gate was partly shut, and the resistance which was made forced the constable to call for assistance. The men rushed out of the boats with their arms, and soon cleared their way through the gate. They were ordered to take Mr. Mc. Donald, who was exceedingly violent, and to conduct him to the boats. The others peaceably submitted to the warrants and appointed two clerks for the menagement of their concerns during their absence. The bugle which had sounded when the constables first called for assistance was signal that resistance was made in the Fort, and, for the remainder of our party, to join us. They accordingly came over, and everything being, at that time, quiet, they stood outside the Fort,

The prisoners were then sent to his Lordship, who, after having examined them, allowed them to return for the night to their respective apartements in the Fort, upon the condition that they would not attempt any hostilities, to which they pledged their word of honour, and went over to the Fort. We all returned to our encampement, with the exception of twenty men, and Lieutenant de Gräffenried, who remained during the night in the Fort; and his Lordship issued a warrant, ordering the papers of the North-West-Company to be sealed.

Though the partners of the North-West-Company had pledged their word of honour, that all should remain as his Lordship had ordered, we received the intelligence, that a canoe had been sent off during the night, loaded with ammunition and arms, and that many papers had been burnt in the kitchen of the messhouse, by the partners. We found eight barrels of gunpowder lying in a field near the Fort, which had also been taken away, during the night, out of the powder magazine. We also found, in a barn among some hay, about fifty stand of guns, which were apparently fresh loaded and primed.

From these discoveries, it was suspected that a surprise would be attempted by the Canadian servants and the Indians in the North West Company's employement; and most of them, therefore, were sent to the other side of the river. Their canoes, also, were secured within the Fort. The prisoners were more strictly guarded, and as no reliance could be put on their word of honour, they were taken to a separate building, and guarded as close prisoners. His Lordship ordered our tents to be removed, and pitched in front of the Fort, that we might be better able to repulse a sudden attack. After having taken all necessary mesures for our own security, Lord Selkirk proceeded with the examination of the prisoners, the criminality of whom appeared to his Lordship to be such, as to justify him sending them under an escort to York, in Upper Canada. He requested that I would take charge of the prisoners, and escort them safely to their destination. We set out on the 18th of August in three canoes, provided

from so disagreable a charge; but the prisoners having applied for a Writ of Habeas Corpus, I was charged to convey them to Montreal, where we arrived on the 10th of September, and where the prisoners were all admitted to bail.

Private affairs having called me to England, I left Montreal in the beginning of November last, and it is after having read a publication by the North-West-Company, intitled «A Narrative of Occurrences in the Indian Countries of North Amerika», that I make this true Statement, which I hope will take away the unfavourable opinion which the injurious publication of the North-West-Company may have made on the public.

Nothing can exceed the malignity of the allusions which are levelled, by the North-West-Company at the character of the late Regiment de Meuron, some of whom chose to accompany the Earl of Selkirk. They are called worthless plunderers and deserters from Bonapartes armies in Spain, from whence the North-West-Company assert they were sent to America. This shows completely how little regard they have for the feelings of others, and what a change there is in their opinions as soon as their interest is concerned. The officers of the Regiment de Meuron have always been admitted in society in Canada, and especially at Montreal, where the Agents and other persons connected with the North-West-Company form a great part of it. — We have received attentions from the latter without the last reflection having been cast on our characters, but as soon as we agreed to become settlers with the Earl of Selkirk, we were accused, as before mentioned, of the grossest misconduct.

The officers of de Meuron's Regiment had been induced (after a mature consideration of the Hudsons-Bay-Charter, which the Earl was pleased to submit to our notice, and which appeared to us unexceptionable, particularly as it had received the sanction of the most eminent Counsel in England) to accept his officers to become settlers in his Colony at the Red River. I feel it, therefore a duty recombent on me as one of the officers of the Regiment, to contradict those assertions so injurious to the character of men who for many years, have most honorably and faithfully served his Majesty; and who, on the reduction of the Regiment, had agreed to accompany the Earl of Selkirk, not for the purpose (as had been falsely stated) to be employed by his Lordship in a military expedition (though the men must have had a warlike appearance from wearing the new clothing issued to them from the regimental stores) and to commit hostilities and depredations on British subjects — but for the purpose of becoming useful members of his Lordships settlement.

With respect to the late Regiment de Meuron being called plunderers and deserters from Bonaparte's armies in Spain, it is well known that in 1809, when the Regiment was at Gibraltar, his Majesty's Government authorised that all the Germans and Piedmontese whom the conscription had forced to enter Bonaparte's armies, from which they escaped as soon as an opportunity offered, should be enlisted in his Majestys service, in consequence of which many came over and received the regular bounty. The regiment went the same year to Malta, where it remained till 1813, when it was ordered to North Amerika. On its departure from the island, his Excellency Lieutenant-General Oakes, the Governor, issued the following Garrison-Order.

Garrison-Order. Malta, May 4 1813.

«Lieutenant-General Oakes cannot suffer the Regiment de Meuron to quit » this garrison where they have so long been stationed under his command, » without assuring them of the satisfaction which their good conduct and attention » to military discipline have constantly afforded him, and which have been equally

» conspicuous in every rank. They will embark from thence as fine and well » appointed a regiment as any in his Majesty's service.

« The Lieutenant-General has no doubt but their conduct and gallantry, on » the desirable service on which they are about to be employed, they will con- » firm the high opinion he has formed of them, and will equally merit the praise » and approbation of the General under whose orders they will soon be placed, » to whom he shall not fail justify to set forth their merits.

« He begs leave to assure the regiment of his warmest wishes for their » glory and success, and of the sincere interest he shall ever take in their welfare.

» (Signed) P. ANDERSON,
» Deputy Adj.-Gen. »

When the Regiment was finally disbanded in Canada, his Excellency Sir John Sherbroke issued also a Garrison-Order which would do honour to any regiment.

Garrison-Order. D. A. G. Office,
Quebec, July 26, 1816.

« In parting with the Regiment de Meuron and Watteville, both of which » corps his Excellence has had the good fortune of having had under his com- » mand, in other parts of the world, Sir John Sherbroke desires Colonel de » Meuron and Lieutenant-Colonel May, and the officers and men of those corps » will accept his congratulations on having by their conduct in the Canadas, » maintened the reputation which they have deservedly acquired by their former » services.

« His Excellency can have no hesitation in saying that his Majesty's service » in those provinces has derived important advantages during the late war from » the steadiness, discipline and efficiency of these corps.

» (Signed) J. HARVES, Lieut.-Col.
» Deputy Adjutant-General. »

As it is not to be supposed that any British General would bestow commendations where they are not due, can it be beheved that men desserving such praise would be contamined, and become plunderers, from accompanying an English Nobleman, and wishing to become settlers under the protection of a Government whom they had learned to appreciate during the time they served it? The North-West-Company also accuse the men ob being drunk on the day they entered Fort William. This, I declare to be false, as not a man of them was, in the slightest degree, intoxicated or had the means of being so. Indeed, I may only refer to MM. Brumby and Misanis declaration to ask, whether it is probable that they would have omitted so strong a charge against the Earl of Selkirk and his party, and whether the North-West-Company, under whose influence they made their deposition, would have neglected to make them corroborate, what was so maliciously stated for the purpose of defaming my brother officers and myself, and the men of our late Regiment then with us at Fort William.

(Signed) G. FAUCHE,
Late Lieutenant De Meuron's Regiment.

4. Queen Square, Westminster.
June 24th 1817.